

Völkerschauen in St. Gallen

Eine Analyse der Berichterstattung zu den St. Galler Völkerschauen zwischen 1870 und 1905



Masterarbeit

Verfasser:
Achim Hoop
Wieshang 21
9493 Mauren
Liechtenstein

eingereicht am 03. September 2018

Betreuung:
Jonas Briner
Pädagogische Hochschule St. Gallen

Co-Betreuung:
Peter Müller
Historisches und Völkerkundemuseum St. Gallen

Abstract

Am Ende des 19. Jahrhunderts genügte es nicht mehr, andersartige, exotische Menschen dem Publikum nur zu präsentieren. Die Menschen erwarteten mehr. Zu diesem Zwecke wurde verstärkt, vor allem durch das Medium der Zeitung, durch Zeitungsartikel- und Annoncen aber auch durch Plakate für die Schauen geworben. Versprochen wurden nicht nur einmalige Gelegenheiten, meist aussereuropäische Menschen in ihrer natürlichen Lebensweise betrachten zu können, sondern auch rund um die Uhr ein abwechslungsreiches Programm mit Tanz- und anderen Showeinlagen. Nicht alle Schauen waren von Grund auf falsch. Einige waren aus ethnographischen Aspekten, was Herkunft und Kleidung anging, durchaus korrekt.

Die Motivation der meisten Veranstalter war allerdings weder politisch noch ideell, sondern klar finanziell. Ihnen ging es nicht darum, Ideologien zur Überlegenheit der europäischen Rasse oder Kolonialpropaganda zu verbreiten, auch wenn rassistische Klischees genutzt oder in vielen Fällen sogar gefördert wurden.¹ Zum anderen spielte die Neugierde der Menschen am Exotischen eine Rolle. Es faszinierte alles, was fremd war. Abgrenzen von sogenannten „freak shows“, in denen meist Menschen mit körperlichen Auffälligkeiten präsentiert wurden, konnten sich die Schausteller durch die Zusammenarbeit mit Anthropologischen Instituten. Diese hatten grosses Interesse daran, die einzelnen Gruppen unter den damals herrschenden Vorstellungen über die Verschiedenheit der Menschenrassen, in ihrem Sinne wissenschaftlich zu untersuchen. Diese Tatsache verlieh vielen Völkerschauen eine grössere Authentizität.² Da die Schauen scheinbar auch wissenschaftlichen Ansprüchen genügten, konnten die Veranstalter beispielsweise damit werben, dass ihre Gruppen auch wirklich die Ethnien zeigen, für welche geworben wurde oder auch dass die Menschen in ihrer authentischen Lebensweise mit allen Sitten und Gebräuchen korrekt präsentiert werden.

Diese Arbeit gibt in einem ersten Teil eine geschichtliche Übersicht zum Verlauf und der Entwicklung der Völkerschauen in Europa. Die Schauen werden zeitlich in drei Epochen eingeteilt. Die erste beschäftigt sich mit den Anfängen der Zurschaustellungen. Die zweite Epoche stellt die Hochphase der Völkerschauen dar,

¹ Dreesbach, 2005, S.13.

² Ebd., S. 50.

in der auch die in dieser Arbeit verwendeten Zeitungsartikel und -Inserate zu verorten sind. Danach folgt die dritte und letzte Phase der Völkerschauen. Dort soll aufgezeigt werden, welche Veränderungen zum Verschwinden der Schauen geführt haben. In einem zweiten Teil werden die gesellschaftlichen Denksysteme beleuchtet, die den ideologischen und gesellschaftlichen Rahmen für den Erfolg der Schauen boten. In einem dritten und letzten Teil werden unter Einbezug der im zweiten Teil behandelten Denksysteme Texte und Inserate aus dem „Tagblatt der Stadt St. Gallen und der Kantone St. Gallen, Appenzell und Thurgau“, der „Ostschweiz“ und dem „St. Galler Stadtanzeiger“ inhaltlich analysiert. Mit Hilfe von Textausschnitten wird aufgezeigt, welche Inszenierungsformen für die Schauen gebräuchlich waren.

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|-----------|
| Abstract | 2 |
| 1. Einleitung..... | 5 |
| 2. Einordnung in den aktuellen Forschungsstand und Sekundärliteratur..... | 7 |
| 3. Differenzierte Fragestellung und Hinweise zur Methode | 9 |
| 4. Quellenmaterial..... | 11 |
| 5. Ausdrücke und Begriffe | 12 |
| I. Historischer Hintergrund..... | 14 |
| 1. Die Anfänge | 14 |
| 1.1 Die Vorläufer der Völkerschauen | 14 |
| 1.2 Die Kommerzialisierung..... | 16 |
| 1.3 Welt- und Kolonialausstellungen | 17 |
| 2. Die Hochphase..... | 18 |
| 2.1 Hagenbeck..... | 19 |
| 2.2 Die Schauen in Basel und Zürich..... | 21 |
| 3. Der Niedergang..... | 22 |
| 3.1 Gesellschaftlicher und mentaler Wandel | 23 |
| 3.2 Das Problem mit der Authentizität..... | 25 |
| 3.3 Staatliche und politische Interessen | 27 |
| 3.4 Konkurrenz durch Film und der Wandel in der Unterhaltungsbranche..... | 28 |
| II. Ideologischer Hintergrund und gesellschaftliche Denksysteme | 31 |
| 1. Koloniale Verflechtungen der Schweiz..... | 31 |
| 2. Rassismus und Exotismus..... | 33 |
| 3. Wissenschaft und Anthropologie | 39 |
| III. Inszenierungsformen von Völkerschauen | 42 |
| 1. Auswahl der Zeitungsartikel und -Inserate | 42 |
| 2. Die Völkerschau als Produkt..... | 44 |
| 3. Die Völkerschau als ein authentisches Erlebnis | 45 |
| 4. Die Völkerschau als eine Bildungsveranstaltung mit wissenschaftlichem Wert | 56 |
| 5. Die Völkerschau als Spiegelbild der eigenen Gesellschaft | 61 |
| 6. Die Völkerschau als ein exotisches Erlebnis | 66 |
| 7. Die Inszenierung als zurückgebliebene Zivilisationsstufe | 70 |
| 8. Schluss | 80 |
| Literaturverzeichnis..... | 82 |
| Quellen/ Vollständige Zeitungstexte..... | 84 |
| Liste der Völkerschauen in St. Gallen | 96 |
| Eidesstattliche Erklärung..... | 97 |

1. Einleitung

Das zur Schau stellen fremder, andersartiger Menschen ist kein Phänomen, welches erst ab dem frühen zwanzigsten Jahrhundert zu beobachten war. Schon im Römischen Reich wurden Besiegte gefangen genommen und als eine Art Kriegstrophäe vorgeführt.³ Das berühmteste Beispiel hierfür ist der gallische Fürst Vercingetorix, der nach dem Triumphzug durch Rom im Jahre 46 v.Chr. hingerichtet wurde. Neben der Funktion durch einen fremden Menschen die eigene Überlegenheit zu demonstrieren, konnten auch besondere Fähigkeiten, physiognomische Andersartigkeit, sowie eine andere Lebensweise ein Interesse seitens des Betrachters begründen. Das Fremde, verbunden mit einem Idealtypus wie beispielsweise „Schönheit“ oder „Wildheit“, faszinierte die Menschen seit jeher. Diese Faszination gipfelte schliesslich in der kommerziellen Zurschaustellung tausender Menschen über einen Zeitraum von beinahe 100 Jahren. Im Gegensatz zur Vormoderne wurden die Ausstellungen nun für ein Massenpublikum zugänglich.

Die Völkerschauen in der Zeit zwischen 1850 bis zum Zweiten Weltkrieg sind ein Phänomen, welches viele ausschliesslich mit den grossen Städten Europas in Verbindung bringen. Dabei waren sie Massenveranstaltungen, die nicht nur in den Metropolen Halt machten. Die meisten grösseren Schauen in der Schweiz fanden in verschiedenen Lokalitäten und Plätzen in Zürich und im Zoologischen Garten in Basel statt, aber auch in kleineren und mittelgrossen Städten, ja sogar in Dörfern wurden Menschen gegen eine Eintrittsgebühr ausgestellt. Einer dieser Nebenschauplätze war die Stadt St. Gallen. Die erste grössere Völkerschau war die von Carl Hagenbeck organisierte, anthropologisch-zoologische Singhalesen-Ausstellung, welche auf dem Brühl im Mai des Jahres 1888 stattfand und über 50 Personen, zwölf Elefanten und acht Zebus umfasste.⁴ In den kommenden Jahren folgten eine „Somali-Carawane“, eine „Schuli-Truppe“, eine weitere „Singhalesen-Truppe“, eine „Matabee-Karawane“, eine Gruppe aus Togo, Amazonen, Sudanesen, Inder, Senegalesen und Sioux-Inidaner, um nur einige zu nennen.⁵

Das aufkommende Interesse an europäischen Kulturen zur Zeit des Imperialismus mag aus heutiger Sicht durchaus nachvollziehbar sein, da es die Menschen

³ Goldmann, 1985, S. 244.

⁴ Brändle, 2013, S. 234.

⁵ Ebd., S. 232 f.

interessierte, wie ihre Staaten versuchten politisch, wirtschaftlich und kulturell auf fremde Ländern einzuwirken. Auch in der Werbung nutzte man den exotischen Reiz, beispielsweise indem man für Produkte mit aussereuropäischen Menschen in Zeitungsinseraten, auf Plakaten und sogar in Schaufenstern warb. Es ist darum nicht verwunderlich, dass Völkerschauen aus jener Zeit auf die meisten Menschen heute äusserst diskriminierend wirken. Menschen wurden in Scharen nach Europa gebracht und mussten in einer Stadt nach der anderen auftreten und dabei eine zuvor bestimmte Rolle in einem aufwendig durchdachten Programm spielen. Oftmals waren auch die Lebensbedingungen an den Veranstaltungsorten nicht optimal. So wurden beispielsweise 1903 die Räumlichkeiten des Panoptikums in Zürich, zwei kleine Zimmer, die zur Unterbringung von ca. 30 Personen aus dem Togo vorgesehen waren, vom Gesundheitsamt als unzureichend befunden.⁶ Beim „Negerdörfli“ 1925 auf dem Letzigrund in Zürich wurden vom Veranstalter zusätzliche Auskünfte über die Verpflegung, Bekleidung der Ausgestellten, die Beheizung der Hütten bei kalter Witterung und die Entlohnung der Insassen durch den Gemeinderat gefordert.⁷ Auch wenn diese zwei Beispiele zeigen, dass es durchaus kritische Stimmen im Zusammenhang mit den Völkerschauen gab, waren die Reaktionen der meisten Besucher überwiegend positiv. Dieses Bild bestätigt sich auch in den Recherchen zu den Ausstellungen in der Schweiz. Im Gegensatz zu anderen Arbeiten, die sich mit dem Thema der europäischen Völkerschauen befassen, richtet sich der Fokus in dieser Auseinandersetzung mit dem Thema auf die Berichterstattung zu den Veranstaltungen in der Stadt St. Gallen. Die vorliegende Arbeit kann aufgrund der unzureichenden Verfügbarkeit von Quellen zu manchen Schauen und vor allem zu den Veranstaltungsorten nicht zum Ziel haben, alle in St. Gallen stattgefundenen Völkerschauen abschliessend aufzulisten und zu beleuchten. Dabei gilt es nicht nur aufzuzeigen, welche Schauen es in der Stadt gab, sondern es wird versucht, diese durch eine Analyse von Zeitungsartikeln in ihrem kulturgeschichtlichen Kontext zu sehen. Ausgehend von Zeitungstexten und Werbeinseraten werden Inszenierungsformen aufgezeigt, welche sich in mehreren Schauen finden lassen und so soll herausgefunden werden, ob es neben dem Kommerz und der ganzen auf einen reinen Unterhaltungszweck ausgerichteten Künstlichkeit doch noch Raum für ein Bildungsinteresse oder Bewunderung gab.

⁶ Brändle, 2013, S.118.

⁷ Ebd., S. 168.

Die vorhandenen Quellen werden folglich analysiert und systematisch im Kontext der Forschungsliteratur verortet. Zuvor befasst sich die Arbeit in einem ersten Teil mit der Geschichte der Völkerschauen in Europa. Diese wird chronologisch mit ihren für die Zeit typischen Besonderheiten dargestellt. Im zweiten Teil folgt eine Darstellung für die in der damaligen Zeit verbreitetsten Denksysteme, welche für die Völkerschauen von besonderer Relevanz waren, bevor es in einem dritten Teil um die eigentliche Analyse der Berichterstattung zu den Völkerschauen in St. Gallen geht.

2. Einordnung in den aktuellen Forschungsstand und Sekundärliteratur

Das Thema „Völkerschauen“ wurde erst lange nach ihrem Ende zum Forschungsgegenstand. Dieser Umstand könnte der schwierigen Quellenlage geschuldet sein. Alfred Lehmann veröffentlichte 1953 einen Artikel zu den Vorführungen im Leipziger Zoo und 1955 zu den Völkerschauen allgemein. Danach wurde das Thema bis in die 1980er nicht mehr bearbeitet. Eines der ersten Werke, „Für fünfzig Pfennig um die Welt“ von Hilke Thode-Arora wurde 1989 veröffentlicht. Dort werden die Schauen von Carl Hagenbeck behandelt. Es folgten Einzelstudien zu verschiedenen Spielorten oder Völkern. Zu den Schweizer Völkerschauen gibt es vor allem zwei umfangreiche Werke. Zum einen ist dies Balthasar Staehelins „Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel 1879-1935“ und Rea Brändles „Wildfremd, hautnah“ zu den Zürcher Völkerschauen.⁸ Beide Werke berichten ausführlich über alles, was mit den Schauen in Zusammenhang stand, über Rahmenbedingungen und Organisation aber auch über die Berichterstattung. Literatur, welche sich explizit mit den Völkerschauen in St. Gallen beschäftigt, gibt es nicht.

Für Deutschland sind vor allem die Werke „Gezähmte Wilde“ von Anne Dreesbach und „Die Vermarktung des Fremden“ von Stefanie Wolter von Bedeutung, welche 2005 erschienen sind. Dreesbach legt den Schwerpunkt ihres Werkes nicht wie die anderen Monographien auf eine Firma, den kolonialpolitischen-wissenschaftlichen Kontext oder einen begrenzten Raum. Sie versucht den Untersuchungsgegenstand

⁸ Seck, 2013, S. 23.

auszudehnen indem sie den Zeitraum zwischen 1870 und 1940 bearbeitet und sich dabei auf Schauen in ganz Deutschland bezieht. Damit wollte sie vor allem der Vielfalt an Veranstaltungstypen, Spielorten und Veranstaltern gerecht werden. Ausserdem betont sie, dass der „schaustellerischkommerzielle Kontext“, welcher in den vorherigen Werken nur wenig Beachtung fand, für ihre Arbeit „grundsätzlich“ sei.⁹ Auch Wolter rückt den kommerziellen Aspekt ins Zentrum ihrer Arbeit mit den Völkerschauen. Sie kritisiert Ansätze früherer Werke, die ihrer Meinung nach versuchen, die Völkerschauen von der Gegenwart aus zu untersuchen. Dabei entstünden zwei Positionen. Eine würde die Schauen als etwas rein Rassistisches und die andere würde die Veranstaltungen als „Produkt ihrer Zeit“ sehen, das den Europäern ermöglichte, wenigstens einmal im Leben „exotische Menschen“ sehen zu können. Nach Wolter handle es sich bei den Völkerschauen weder um Propagandaveranstaltungen für den Kolonialismus, noch um eine Art „inter-ethnische Völkerverständigung“ sondern um „kapitalistische Unternehmungen mit dem Ziel, mit ihrem Unterhaltungsangebot ein möglichst zahlreiches Publikum anzuziehen.“¹⁰

Ein weiteres ausführliches Werk, das sich vor allem mit den internationalen Aspekten rund um die Völkerschauen auseinandersetzt ist das Sammelwerk „MenschenZoos“. Dort werden neben Themen wie Anthropologie, die Rolle des Kinos und die verschiedenen Phasen der Völkerschauen, auch die Ausstellungen in der Schweiz unter einem kolonialen Blickwinkel beleuchtet.

In der Ethnologie, der Soziologie und der Kulturwissenschaft wurde das Thema in Form von Aufsätzen, die meistens in Sammelbänden zu unterschiedlichen Themen erschienen sind, behandelt. In den Aufsätzen geht es um Themen wie „Weltausstellungen“, „Geschichte und Präsenz von Exoten in Europa“ oder „Produktwerbung mit Exoten“. Auch diese Veröffentlichungen thematisieren die Völkerschauen meistens in einem örtlich, thematisch oder geografisch eingeschränkten Rahmen.¹¹

⁹ Dreesbach, 2005, S. 320 f.

¹⁰ Wolter, 2005, S.82 f.

¹¹ Seck, 2013, S. 24.

3. Differenzierte Fragestellung und Hinweise zur Methode

Für manche der Völkerschauen, welche in St. Gallen stattfanden, wurde in einigen Tageszeitungen geworben. Ausserdem berichteten Journalisten mehr oder weniger eifrig über die Veranstaltungen und die Menschen, die daran beteiligt waren. Diese Berichte enthalten neben einfachen Beschreibungen des Gesehenen und moralisch wertenden, sozialkritischen Aussagen auch häufig herabwürdigende, rassistische Anspielungen. Es geht unter anderem darum, herauszufinden, mit welcher Sprache über die Ereignisse berichtet wurde und welche politischen und weltanschaulichen Einstellungen in den Berichten zur Geltung kommen.

Der erste Teil der inhaltlichen Analyse, die Frequenzanalyse, in der quantitativ erfasst wird, wie viele Wörter, Ausdrücke, Phrasen, Themen oder Begriffe in einer zuvor bestimmten Analyseeinheit vorkommen, erschien mir für meine Arbeit nicht sinnvoll, da ich nicht zu allen Schauen in St. Gallen Texte gefunden habe. Oft war es auch so, dass nur in einer Zeitung etwas zu einer Schau stand. Solch einen Vergleich empfand ich als wenig sinnvoll, auch weil die Texte vom Umfang und der Absicht des Verfassers sehr heterogen sind. Manche Texte bestehen aus nicht mehr als vier Sätzen und stellen reine Ankündigungen dar. Berichte, in denen Journalisten die Schauen besucht haben, sind vom Umfang her am längsten. Insgesamt, bräuchte man für einen quantitativen Analyseansatz aber einen grösseren Textfundus, der alle Schauen abdeckt oder zumindest einen Fundus, der aus allen Texten besteht, die über die Schauen geschrieben wurden.

Weil dafür der Rechercheaufwand zu gross gewesen wäre, konzentrierte ich mich auf die Schauen, welche in Rea Brändles „Wildfremd Hautnah“ im Anhang für St. Gallen aufgelistet waren. Ergänzt wurden diese mit Informationen von Peter Müller vom Historischen und Völkerkundemuseum St. Gallen.

Für den dritten Teil meiner Arbeit, in dem ich die Wirkungsmechanismen der Völkerschauen anhand von Zeitungsberichten aufzeige, verband ich die Kontingenzanalyse mit der Untersuchung der Textstellen auf Wertung. Als erstes werden Verknüpfungen von Begriffen und Themen analysiert. Unter anderem wurden die gesellschaftlichen Denksysteme, welche im zweiten Teil der Arbeit behandelt werden, unter Einbezug der Sekundärliteratur durch diese Analyse ausgewählt. In

der Analyse der Wertungen soll vor allem die Einstellung des Schreibenden zum Geschriebenen herausgearbeitet werden.¹²

Es soll der Frage nachgegangen werden, ob die Berichterstattung typisch für die damalige Zeit war und ob sie sich im Laufe der Zeit veränderte oder, ob sie sich in Bezug auf verschiedene ausgestellte Ethnien unterschied.

Die verschiedenen Zeitungen wurden folglich auf relevante Informationen hin untersucht. Genauer gesagt, wurden alle Texte und Abbildungen, welche etwas mit einer Völkerschau zu tun haben, im Archiv fotografiert und entsprechend geordnet. Die Textstellen wurden dann in Hinblick auf die Fragestellungen inhaltlich untersucht. Ergänzt wurde die inhaltliche Analyse durch eine Formale. Dabei wurde beispielsweise untersucht, wie umfangreich die Texte sind oder wo sie in der Systematik der Zeitung auftauchen. Bei Illustrationen wurde ebenfalls genau auf die Darstellung der Personen geachtet.

In dieser Arbeit soll es generell nicht um eine Überprüfung der ethnischen Zugehörigkeit der Ausgestellten, deren Herkunft, die ethnographische Exaktheit von vorgeführten Traditionen und Gegenständen, auch nicht um eine abschliessende historische Aufarbeitung des Verlaufs der Völkerschauen gehen. Dieser Bereich bildet noch einen reichen Fundus für die Forschung, vor allem für die Stadt St. Gallen.

Für künftige Arbeiten zu diesem oder einem ähnlichen Thema und nicht zuletzt zur besseren Orientierung der Leser vorliegender Arbeit, wird auf die Liste der Schauen im Anhang verwiesen. Dort wurden alle mir bekannten Schauen aufgelistet mit der Jahreszahl, der Anzahl der Ausgestellten, soweit bekannt und dem Veranstaltungsort. Für weitere Informationen, z.B. zu den Organisatoren oder Hinweisen zum Programm, empfehle ich wiederum das Verzeichnis von Brändle. Die meisten Schauen, welche in St. Gallen stattfanden, waren davor oder danach auch in Zürich zu sehen und wurden somit in ihrem Verzeichnis erfasst.

¹² Rieke, 2014, S. 22.

4. Quellenmaterial

Als Forschungsgrundlage dienen Texte aus St. Galler Zeitungen zwischen den Jahren 1870 und 1930. Im Jahr 1870 wurden bereits in 24 Ortschaften Zeitungen hergestellt.¹³ Bei der Archivarbeit zu dieser Arbeit wurden vor allem drei St. Galler Tageszeitungen untersucht. Die Auswahl dieser Zeitungen erfolgte nach ihrer politischen Ausrichtung.

Zum einen wäre dies das „Tagblatt der Stadt St. Gallen und der Kantone St. Gallen, Appenzell und Thurgau“. Anfänglich war das „Tagblatt“ ein Anzeige- und Nachrichtenblatt im Kleinformat und entwickelte sich mit der Zeit zum freisinnigen Meinungsblatt, blieb aber parteiunabhängig. 1885 bis 1969 erschien es zweimal täglich, als Morgen- und Abendblatt. In der Arbeit wird der Name der Zeitung mit „Tagblatt“ abgekürzt.

Mit der Auswahl der katholisch-konservativen „Ostschweiz“ sollte die religiöse, christliche Sichtweise auf die an den Völkerschauen gezeigten Menschen elaboriert und in die Untersuchungen miteinbezogen werden.

Ergänzt wurde die Recherche noch mit dem demokratischen „St. Galler Stadtanzeiger“, auf dem mit der Abkürzung „Stadtanzeiger“ in dieser Arbeit Bezug genommen wird. „Als Demokratische Bewegungen bezeichnet man die revisionist. Kräfte der 1860er Jahre, die sich in versch. Kantonen gegen die Kontrolle des Staatswesens durch das im Freisinn (Freisinnig-Demokratische Partei, Liberalismus) repräsentierte, etablierte Bürgertum richteten und das von diesem vertretene Repräsentativsystem durch direktdemokrat. und staatsinterventionist. Einrichtungen ersetzen wollten.“¹⁴

Die drei Zeitungen sind Vertreter von drei grossen politischen Strömungen jener Zeit.¹⁵ Zugang zu diesen Zeitungen bot das Staatsarchiv in St. Gallen. Untersucht wurde jeweils der Zeitraum zwei Wochen vor den entsprechenden Völkerschauen und eine Woche nach den Veranstaltungen. Wobei in der Zeitspanne vor den Schauen nur vereinzelt Werbeinserate, nicht aber Texte gefunden wurden. Nach den Schauen hoffte ich vor allem auf eine Bewertung der Veranstaltung, oder einen anderen Hinweis darauf, die für eine Deutung der Rezeption hilfreich sein könnte. In

¹³ Walther, 2004, S. 25.

¹⁴ Bürgi, 2014.

¹⁵ Walther, 2004, S. 70.

dieser Hinsicht wurde aber leider nichts gefunden, was nach dem jeweils letzten Veranstaltungstagen der Schauen geschrieben worden wäre.

5. Ausdrücke und Begriffe

Bei einem solchen thematisch doch eher heiklen Thema, beschäftigte mich von Anfang an die Frage, welche Begrifflichkeiten ich in meiner Arbeit verwenden kann und welche aus verschiedenen Gründen nicht mehr gebrauchsfähig sind. Der weitverbreitetste Begriff für die Ausstellungen fremder Menschen ist „Völkerschau“. Der Begriff wurde schon im 19. Jahrhundert gebraucht und ist aus heutiger Sicht neutral.¹⁶ Wenn von einer „klassischen“ Völkerschau geschrieben wird, wird damit eine Schau der Hochphase der Völkerschau gemeint, wo der kommerzielle Aspekt zentral war und es nicht bloss um körperliche Anomalitäten von Menschen geht. Eine genauere Eingrenzung erfolgt im Kapitel „Die Hochphase“.

Um eine wissenschaftlich neutrale Herangehensweise an das Thema zu gewährleisten, wurden meist neutrale Begriffe verwendet. Je nach Kontext, wurden andere Bezeichnungen verwendet. Der Begriff „Exoten“ bezeichnet im ersten Teil der Arbeit vor allem Menschen, die vor der Hochphase der Völkerschauen ausgestellt wurden und wo die „Exotik“, vor allem in Bezug auf Äusserlichkeiten, zentral war.

„Fremde“ und nicht-europäische oder aussereuropäische Menschen werden synonym verwendet. Mein Standpunkt, der Standpunkt der Sekundärliteratur und der Menschen, welche die Völkerschauen besuchten und über sie berichteten ist ein europäischer. Damit sollen andere Erdteile nicht marginalisiert werden. Es dient lediglich dazu, die entsprechende Perspektive einzunehmen und so näher am Geschehen zu sein.

Wenn von „Ausgestellten“ die Rede ist, dann sollte das nicht die Menschen in ihrer Mündigkeit abwerten, sondern das System kritisieren, welches die Menschen in diese Situation gebracht hat.

Wird eine veraltete Bezeichnung wie z.B. „Eingeborene“ verwendet, dann nur, wenn der Begriff im Kontext wichtig ist. So zum Beispiel wenn es um ein „Eingeborenendorf“ geht. Der Leser soll durch die Verwendung der damaligen Bezeichnung ein besseres Gefühl für die Veranstaltungen bekommen. Diese

¹⁶ Staehelin, 1993, S. 19.

Bezeichnungen sind jeweils auch unter Anführungszeichen gesetzt.

Die Begriffe wie „Gruppe“ oder „Truppe“ wurden oft von Veranstaltern gebraucht. Der Begriff „Gruppe“ findet auch in dieser Arbeit Verwendung. Er scheint mir neutraler als der veraltete Begriff der „Truppe“, welchem in der heutigen Zeit etwas Militärisches anhaftet.

I. Historischer Hintergrund

1. Die Anfänge

Die Zurschaustellung fremder Menschen war kein Phänomen, welches sich ausschliesslich auf das 19. Jahrhundert begrenzte. Anders als man meinen könnte, begann das Ausstellen von nicht-europäischen Menschen sogar schon vor dem ersten Auftauchen der Europäer in Amerika. Wenn man in Europa vor 1492 Nicht-Europäern begegnete, so handelte es sich mit grösster Wahrscheinlichkeit um Sklaven oder Repräsentanten von unterworfenen Völkern.¹⁷ Mit der Entdeckung der Neuen Welt wurden „exotische“ Menschen aus verschiedensten Gründen nach Europa gebracht. Auch wenn ein Vergleich zu den späteren, kommerziellen Völkerschauen nur schwer möglich ist, bestand doch schon ein gewisses Interesse am Fremden, welches von da an anhielt und auch heute noch Bestand hat.

1.1 Die Vorläufer der Völkerschauen

Christoph Kolumbus brachte ausser Kunde von einer unbekanntem Welt auch Bewohner aus Amerika, bzw. der Karibik nach Spanien, welche er als eine Art Trophäe vorzeigte. Die mitgebrachten Menschen sollten neben der Ausbildung zu Dolmetschern auch Informationen über ihre Religion, Lebensbedingungen und Gebräuche geben. Auch Amerigo Vespucci (1451-1512) brachte von seinen insgesamt vier Amerikareisen über 200 Menschen mit nach Europa, welche in Spanien auf Jahrmärkten ausgestellt wurden.¹⁸

Über eine Schau in der Form eines „Eingeborenendorfes“, wie es sie dann erst ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wieder gab, wurde das erste Mal um 1550 in Rouen berichtet. Dort fand zu Ehren Henrichs II., der die Stadt besuchte, ein Fest statt, bei welchem die Hauptattraktion aus einem nachgebauten brasilianischen Dorf mit 50 Tupinambas und 250 verkleideten Franzosen bestand, welche Tänze, Kämpfe und Jagdszenen vorführten. Organisiert wurde das Spektakel von der Oberschicht

¹⁷ Seck, 2013, S. 28.

¹⁸ Dreesbach, 2005, S. 18.

Rouens. In diesem Beispiel war der Zweck der Schau politischer Natur. König Heinrich II. sollte vom Nutzen einer brasilianischen Kolonie überzeugt werden.¹⁹

Ab der Renaissance waren an Fürstenhöfen oft „exotische“ Menschen anzutreffen. Sie dienten dort nicht nur als normale Haushaltsangestellte oder Sklaven sondern beispielsweise auch als Henker, Trompeter, Leibgardisten oder auch als Angestellte der fürstlichen Privatzoos. Auf die Spitze trieb es Kardinal Ippolito Medici (1511-1535), welcher sich eine Gruppe von „Barbaren“ in einer Art Menschenmenagerie hielt. Darunter Nordafrikaner, Tartaren, Inder und Türken.²⁰

Viele Herrscher, die etwas auf sich hielten, hatten aussereuropäische Menschen in irgendeiner Form angestellt. Zum einen sollte das Weltoffenheit verkörpern und zum anderen ihren wirklichen oder gewünschten Einflussbereich zur Schau stellen.²¹ Für diese Zeit kann eine Relation zwischen dem Kuriositätenwert fremder Menschen und deren Seltenheit festgestellt werden. Dabei gab es in Europa durchaus Unterschiede. In Portugal gab es schon im 16. Jahrhundert Schwarzafrikaner, während sie in England erst im 18. Jahrhundert und in Frankreich noch später in Erscheinung traten.²²

Die Zurschaustellung im Kreise des Adels unterschied sich nicht nur durch den begrenzten Publikumskreis von späteren Schauen, sondern auch durch die Darstellung selbst. Die „Exotik“ der Menschen wurde ausschliesslich anhand des Aussehens nach aussen getragen. Die traditionelle Lebensweise der Menschen spielte hingegen keine Rolle.²³

Nicht nur Afrikaner und Bewohner der Neuen Welt gelangten nach Europa. Auch Menschen aus der Südsee fanden schon früh den Weg in die Alte Welt. So brachte zum Beispiel der Seefahrer Louis Antoine de Bougainville im Jahre 1769 einen Tahitianer nach Frankreich. James Cook tat es ihm 1775 gleich. Die Insulaner wurden in die vornehme Gesellschaft eingeführt und Gelehrten vorgestellt.

Die Gründe weshalb Fremde nach Europa gebracht wurden, sind folglich recht vielfältig. Neben der Werbung für Kolonien und des Vorführens der Fremden zu Beweis- oder Repräsentationszwecken, ging es um die Befriedigung von Wissensdurst und Neugierde, in manchen Fällen aber auch schon um das reine

¹⁹ Mancall, 2012, S. 317.

²⁰ Dreesbach, 2005, S. 23 f.

²¹ Goldmann, 1985, S. 246.

²² Staehelin, 1993, S. 22.

²³ Wolter, 2005, S. 89.

Amüsement an der „Exotik“. In Einzelfällen wurde schon damals Geld mit den Menschen verdient. So ist beispielsweise die kommerzielle Ausstellung einer Eskimo in Den Haag im Jahr 1566 belegt. Der „Simplicissimus“ des Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen aus dem Jahre 1668 enthält eine Anmerkung zur Ausstellung von „exotischen“ Menschen und zeigt damit, wie präsent dieses Phänomen damals schon war. Dort heisst es mit Blick auf die abenteuerliche Gewandung des Helden²⁴: „Ich glaube, wenn mich damals ein Gaukler, Marktschreier oder Landfahrer gehabt, und vor einen Samojeden oder Grünländer dargeben, dass er manchen Narren angetroffen, der ein Kreuzer an mir versehen hätte.“²⁵

1.2 Die Kommerzialisierung

In den Schauen des 19. Jahrhunderts rückte der kommerzielle Aspekt in das Zentrum. Neben dieser Veränderung war ein weiterer Unterschied der, dass die Fremden erstmals einem Massenpublikum zugänglich gemacht wurden. Einfache Leute konnten nun erstmals andere, nicht-europäische Menschen zum Zweck der Unterhaltung begutachten. Generell kann gesagt werden, dass auf Jahrmärkten, Volksfesten, im Zirkus oder ähnlichen Veranstaltungen eine offensichtliche, optische Andersartigkeit in Form von körperlichen Behinderungen, Missbildungen oder sonstigen Auffälligkeiten für den kommerziellen Erfolg der Veranstaltung wichtiger war, als eine kulturelle Andersartigkeit hervorzuheben. So traten beispielsweise besonders starke Männer, Frauen mit Bart oder besonders grosse oder kleine Menschen auf. Auf die Darstellung „typischer“ Verhaltensweisen von „Exoten“ wurde allerdings nicht verzichtet, wenn sie in sogenannten Schaubuden auf Jahrmärkten zu sehen waren.²⁶ Besonders Männer aus Afrika mussten oft ein künstliches Spektakel aus wildem Trommeln, Schreien und Springen veranstalten. Oft wurden sie so als „Wilde“ oder sogar als „Menschenfresser“ in Szene gesetzt.²⁷ Schon die Schaubuden genossen aber unter den Besuchern oft einen zweifelhaften Ruf. Es kam vor, dass vermeintliche „Exoten“ als Weisse entlarvt wurden, die sich gegen Gage verkleidet hatten.²⁸ Neben den Schaubuden gab es für einfache Leute noch eine Möglichkeit,

²⁴ Wolter, 2005, S. 89.

²⁵ Zit. nach Wolter, 2005, S. 89.

²⁶ Wolter, 2005, S. 89.

²⁷ Armbruster, 2011, S. 9.

²⁸ Kürschner, 1998, S. 25.

„fremde“ Menschen zu bestaunen. Theatergruppen hatten manchmal einen oder mehrere nicht-europäische Darsteller. Meistens führten sie in diesen Konstellationen Stücke auf, in denen Menschen mit dunkler Hautfarbe für den Inhalt der Vorführung von Bedeutung waren.²⁹ Im Gegensatz zu den späteren Schauen wurden in den Darstellungsformen meist nur einzelne oder eine kleine Gruppe von Menschen gezeigt. Eine klare Abgrenzung zwischen den Schauen auf Jahrmärkten und den frühen, „echten“ Völkerschauen ist schwierig, zumal die oft angepriesene und vermeintlich höhere Authentizität späterer Schauen sich im Nachhinein vielfach als falsch herausstellte.

1.3 Welt- und Kolonialausstellungen

Auch Welt- und Kolonialausstellungen bildeten lange Zeit einen Rahmen für das Ausstellen von „fremden“ Menschen. Neben dem Zweck, Handel und Technologie zu fördern, nutzten die Aussteller die zum Teil riesigen Veranstaltungen auch zur Selbstdarstellung und zur Darbietung ihres Weltanspruchs. Bei diesen Schauen handelte es sich laut Theye um eine Art „Weltencyklopädie“, deren „Alphabet“ es war, „die Geschichte der Arbeit und des Menschengeschlechts, von ihren primitiven Anfängen über die antiken Hochkulturen zur europäischen Zivilisation widerzugeben“.³⁰

An der ersten grossen Weltausstellung in London im Jahre 1851 waren Vertreter aus den verschiedenen Ländern, die im Einflussbereich Grossbritanniens standen, anwesend. Es ging nicht lange, da wurden „Fremde“ ins eigentliche Programm der Ausstellungen aufgenommen. An der „Exposition Universelle“ 1867 in Paris gab es beispielsweise schon einen ägyptischen Basar und Cafés mit nordafrikanischen Kellnern. Dort bot sich Besuchern die Gelegenheit, verschiedene Dinge zu kaufen oder sich bei einem Kaffee auszuruhen. Dieses Konzept wurde in den nächsten Jahren stetig weiterentwickelt und ergänzt. An der „Exposition Universelle“ 1889 wurden Menschen erstmals zu den eigentlichen Ausstellungsobjekten. Zu erklären ist dies einerseits mit dem erhöhten Interesse für Anthropologie, den kolonialen Bestrebungen Frankreichs aber auch mit den Schauen, welche schon zuvor im

²⁹ Armbruster, 2011, S. 10.

³⁰ Goldmann, 1985, S. 253 f.

„Jardin d'Acclimatation“ stattfanden. Das Konzept, Menschen in einem nachgebauten Dorf wohnen zu lassen hatte sich anscheinend bewährt. Neben der Ausdehnung des französischen Kolonialismus konnten sich die Besucher die Unterschiede der Evolutionsstufen vor Augen führen und sich an den zivilisatorischen Errungenschaften erfreuen. Von da an waren „Eingeborenendörfer“ oft Bestandteil der Ausstellung, nicht nur in Frankreich sondern auch in England und den USA.³¹

Um 1900 wurden auch andere Ausstellungen mit „exotischen“ Menschen ergänzt. Bei Gewerbe-, Sport, Gartenbau-, Industrie-, Buchdruck-, Hygiene-, Stadtjubiläums- oder Teppichausstellungen ging es weniger um die Zurschaustellung kolonialer Bestrebungen, oder das Aufzeigen von biologischen Unterschieden zwischen den Rassen, sondern meist darum, mit einem Hauch von „Exotik“ mehr Besucher für die jeweilige Veranstaltung zu gewinnen.³²

2. Die Hochphase

Die Hochphase der Völkerschauen zeitlich zu bestimmen, ist nicht ganz einfach. Unterschiedliche Autorinnen und Autoren setzen den Beginn und das Ende dieser Phase jeweils leicht anders. Konzentriert man sich allerdings auf die grösseren Schauen und bezieht die zeitliche Dichte mit ein, in der diese stattfanden, so wird man zum Ergebnis kommen, dass die Hochphase dieser Veranstaltungen ca. zwischen dem Jahr 1880 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges stattfand. Der Krieg machte es unmöglich, neue Gruppen anzuwerben und so verebbten die Veranstaltungen nach und nach.³³ In den Jahren danach reisten wiederum Völkerschaugruppen durch Deutschland. Die Veranstaltungen verschwinden aber ab den 30er Jahren langsam.³⁴ In der Schweiz kann man einen ähnlichen Verlauf beobachten. Mögliche Gründe für das endgültige Verschwinden der Veranstaltungen werden im nächsten Kapitel zum „Niedergang“ der Völkerschauen behandelt.

Generell kann gesagt werden, dass eine Abgrenzung am Kriterium des Gezeigten schwierig ist, weil es bei den verschiedenen Arten der Zurschaustellung fremder Menschen Überschneidungen gab. Diese konnten auf der semantischen und

³¹ Staehelin, 1993, S. 26 ff.

³² Dreesbach, 2005, S. 102.

³³ Thode-Arora, 1989, S. 38.

³⁴ Staehelin, 1993, S. 32.

inhaltlichen Ebene zum Teil recht deutlich werden. Ein Grund für die Gemeinsamkeiten zwischen Freakshows, Jahrmarktsausstellungen und den späteren Völkerschauen ist die Tatsache, dass die privaten Organisatoren und Veranstalter nicht an bestimmte Ausstellungskonzepte gebunden waren und darum auch keine Notwendigkeit bestand, die verschiedenen Ausstellungen klar von anderen Veranstaltungen abzugrenzen.³⁵

Eine Ausnahme bildete die anfängliche Abgrenzung zwischen den Jahrmarktsausstellungen und den Völkerschauen in den zoologischen Gärten.

Die Freakshows waren zum Beispiel noch nicht verschwunden, als die Hochphase der Völkerschau schon fortgeschritten war. Als Beleg dafür dient folgender Textausschnitt:

*Nachdem wir in neuerer Zeit Riesen, zusammengewachsene Kinder und Japanesen gesehen, wird uns seit letztem Freitag im „Museum“ eine Buschmann- und Hottentottengruppe vorgestellt. Sie hat schon am Freitag zahlreiche Liebhaber gefunden.*³⁶

Wolter unterscheidet drei Formen von Zurschaustellung „fremder“ Menschen, welche nicht typisch für die hier behandelte Hochphase der Völkerschau waren. Mit der übersichtlichen Darstellung soll eine Abgrenzung zu den eigentlichen Völkerschauen erleichtert werden.

1. „Exotische“ DienstbotInnen als Bestandteil eines gehobenen Lebensstils
2. Die Zurschaustellung menschlicher Trophäen
3. Die Jahrmarktsattraktionen³⁷

2.1 Hagenbeck

Carl Hagenbeck (1844-1913), ein Name der in nahezu jeder Arbeit zu den Völkerschauen auftaucht, gilt als wichtigster Organisator von Schauen im deutschsprachigen Raum. Die Idee an sich, Menschen für Geld auszustellen, war im

³⁵ Wolter, 2005, S. 92 ff.

³⁶ Aus dem Stadtanzeiger vom 1. Juli 1887.

³⁷ Wolter, 2005, S. 86.

19. Jahrhundert, wie in der Einleitung bereits erwähnt, nicht mehr neu.³⁸ Hagenbeck jedoch prägte mit seinen Völkerschauen massgeblich die Art und Weise wie Menschen für ein Publikum zur Schau gestellt wurden. Im Jahre 1874 war Hagenbeck noch ausschliesslich Tierhändler, als er auf Rat eines Freundes einen Rentiertransport durch eine Lappenfamilie begleiten liess. Die Familie wurde in Hamburg samt Rentieren, Schlitten und anderen Gegenständen mit grossem finanziellem Erfolg ausgestellt. Diese Ausstellung gilt gemeinhin als erste echte Völkerschau. Wie einträglich die Veranstaltung war, verdeutlicht ein Zitat Hagenbecks zur Schau: „Das Geld liegt doch noch auf der Strasse, man muss es nur aufzuheben wissen.“³⁹⁴⁰

Von da an gelang es Hagenbeck, seine Zurschaustellungen aussereuropäischen Lebens immer besser zu perfektionieren.⁴¹ Es war auch Hagenbeck, der mit Hilfe der zoologischen Gärten die Völkerschauen immer weiter vom ihnen anhaftenden Jahrmarktklischee befreite. Dies gelang vor allem, weil es sich bei den Zoos um halbwissenschaftliche Institutionen handelte. Die Zoos verliehen den Völkerschauen nun eine gewisse wissenschaftliche Relevanz. Nach anfänglichen Widerständen von potentiellen Veranstaltern, war es bald völlig normal, neben Tieren und Pflanzen auch Menschen in Zoos auszustellen. Hagenbeck kamen vor allem seine Beziehungen aus dem Tierhandel zu Gute, die er geschickt für seine Vorhaben einzusetzen wusste.⁴² Zu einer seiner erfolgreichsten Schauen gelangte er aus reinem Zufall. Da kriegerische Auseinandersetzungen im Sudan es ihm unmöglich machten, Elefanten für seinen Tierhandel aufzutreiben, wick er nach Ceylon aus, wo er sich eifrig daran machte eine Gruppe für seine geplante Schau zusammenzustellen.⁴³

Am Beispiel Hagenbeck kann man erkennen, wie eng der Tierhandel mit der Einfuhr von Menschen verknüpft war. Die zoologischen Gärten als Veranstaltungsorte ergänzten diesen Aspekt noch entsprechend. Carl Hagenbeck organisierte mindestens eine Völkerschau in St. Gallen. „Carl Hagenbeck’s anthropologisch-zoologische Singhalesen-Ausstellung“, welche in ihrer Hauptzusammensetzung aus 51 Personen mit zwölf Elefanten und acht Zebus bestand, machte im Mai 1888 auf

³⁸ Dreesbach, 2005, S. 43.

³⁹ Leutemann, 1887, S. 50.

⁴⁰ Thode-Arora, 2012, S. 160.

⁴¹ Thode-Arora, 1989, S.11.

⁴² Staehelin, 1993, S. 30 ff.

⁴³ Hagenbeck, 1909, S. 94.

dem Brühl in St. Gallen Halt, dort allerdings mit einer verkleinerten Gruppe. Auch seine zwei Halbbrüder Gustav und John Hagenbeck organisierten später Schauen in der Ostschweiz. So waren im März 1898 in der Konzerthalle St. Leonhard fünf „Indische Fakire“, auch genannt „Hagenbeck’s Wundermenschen“ zu sehen. Sieben Jahre später, im August 1905 organisierten die zwei Männer die vermutlich grösste Völkerschau in St. Gallen. Die Schau mit dem Namen „Indien“ umfasste 75 Personen (Männer, Frauen und Kinder) mit sechs Elefanten, zwölf Zebus, drei Lippenbären und zwei Mysoreochsen. Auf dem Brühl war ein „Indiendorf“ mit Basar, Küche und Schule aufgestellt worden, in dem den zahlenden Besuchern Festumzüge und andere „Volksbelustigungen“ dargeboten wurden. Als weiteres Highlight konnte man mit den Elefanten reiten.⁴⁴

2.2 Die Schauen in Basel und Zürich

Rea Brändle und Balthasar Staehelin haben sich in ihren Werken „Wildfremd, hautnah“ und „Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel“ ausgiebig mit den beiden Hauptaustragungsorten Zürich und Basel beschäftigt. In Basel fanden in 60 Jahren 22 Ausstellungen fremder Menschen im Zoologischen Garten statt. Diese Schauen waren, was die Organisation, die Grösse sowie die Dauer betrifft äusserst unterschiedlich. Den Schauen gemein ist, dass sie alle nach einem ähnlichen Muster abliefen, indem Stereotypen bedient wurden, um den Erwartungshaltungen der Besucher zu entsprechen. Die mit Abstand am meisten ausgestellten Menschen stammten aus Afrika (16 Schauen). Auf Platz zwei rangiert Russland (3 Schauen), dann Ceylon (2 Schauen) und Australien (1 Schau). Die Schauen waren anfangs noch relativ klein. Oft umfasste eine Gruppe zwischen 6 und 20 Personen. Mit dem Ausbau des Zoologischen Gartens wuchsen dann auch die Gruppengrössen auf 60 bis 70 Menschen an.⁴⁵

Zürich unterscheidet sich als Austragungsort insofern, als es verschiedene Austragungsorte gab. Insgesamt fanden in ganz Zürich auch deutlich mehr Schauen statt als im Zoologischen Garten in Basel. Beliebte Veranstaltungsorte waren das Plattentheater, der Plattengarten oder das Panoptikum aber auch der

⁴⁴ vergl. Rea Brändle, S. 232 f. (Dokumentation) Die Zürcher Gastspiele und ihre Tournen

⁴⁵ Staehelin, 1993, S. 35 ff.

Sechseläutenplatz, die Tonhalle, verschiedene Casinos, Theater und Wiesen in der ganzen Stadt.

Die Schauen tourten meistens über mehrere Monate durch die Schweiz, Österreich und Deutschland. So kam es oft vor, dass in Zürich eine Schau zu sehen war, die zuvor in Basel gastierte oder umgekehrt. Eine Schau, die in Zürich, Basel und St. Gallen Halt machte, war die von Joseph Menges (1850-1910) organisierte Ausstellung der „Menge'schen Somali-Carawane“. Ab dem 2. Mai 1891 war die Gruppe für zwei Wochen im Zoologischen Garten in Basel. Daraufhin zog die Schau nach Zürich auf die Spitalwiese beim Plattengarten weiter. Nach einem weiteren Aufenthalt in Bern, reiste sie nach St. Gallen, wo sie wiederum zwei Wochen auf dem Hirschenplatz in St. Fiden verweilte, bevor sie Richtung Deutschland abreiste.⁴⁶

3. Der Niedergang

Verschiedene Theorien werden vertreten, die sich mit der Frage beschäftigen, wieso Völkerschauen ab den 1930er Jahren langsam verschwanden. Was man mit Sicherheit sagen kann ist, dass die Schauen verschwanden, weil das Interesse der Menschen an solchen Veranstaltungen abnahm und sie somit nicht mehr rentabel waren. Was genau für den Rückgang der Schauen verantwortlich ist und welcher Faktor diesen Prozess am meisten beeinflusst hat, kann nicht abschliessend gesagt werden. Was man tun kann ist, die verschiedenen Faktoren aufzuzeigen um damit zu versuchen, ein umfassendes Bild über die möglichen Ursachen zu geben.

In der Endphase der Völkerschauen war auch das Interesse der Wissenschaft an den ausgestellten Menschen dramatisch gesunken. Wo sich früher noch Anthropologen um die Möglichkeit an den Ausgestellten zu forschen, rissen, erweckten die Schauen mit der Zeit kaum mehr Aufmerksamkeit in Wissenschaftskreisen. Schon in der Hochphase war das Interesse der Wissenschaftler an den Schauen in Hinblick auf finanzielle Aspekte nicht relevant. So kann auch dieser Prozess nicht allein für das Verschwinden der Völker ausstellungen verantwortlich sein.⁴⁷

Obwohl es über all die Jahre immer wieder kritische Stimmen gab, die sich negativ

⁴⁶ Brändle, 2013, S. 235.

⁴⁷ Dreesbach, 2005, S. 308.

über die Umstände einzelner Veranstaltungen oder sogar über die Veranstaltungsart als solche äusserten, ging es lange, bis sich diese verdichteten. Die Übersättigung der potentiellen Besucher mit solchen Schauen könnte ein Faktor gewesen sein. Waren alle Volksstämme und Ethnien einmal gezeigt, flaute das Interesse automatisch ab. Auch auf der moralisch-ethischen Ebene gab es Veränderungen. Die Entstehung von Menschenschutzvereinen fällt beispielsweise in diese Zeit. Saehelin nennt als einen der Hauptgründe für das Verschwinden der Schauen das Aufkommen des Filmes als neues Massenmedium.⁴⁸

3.1 Gesellschaftlicher und mentaler Wandel

Neben der Konkurrenz des Films, dem Aufkommen von Menschenhandels- und Menschenschutzvereinen und anderen Gegenbewegungen, welche in diesem Kapitel noch behandelt werden, lässt sich ein generelles Umdenken allein schon aus der Tatsache ableiten, dass es irgendwann nicht mehr möglich war, Menschen gewinnbringend auszustellen. Etwas im Umgang mit aussereuropäischen, „fremden“ Kulturen musste sich folglich verändert haben.

Grundlage für die Völkerschauen bildete nach Wolter der Kolonialismus. Dieser ermöglichte es, logistisch betrachtet, Menschen in fernen Ländern anzuwerben, Tiere und andere Requisiten zu erwerben und diese nach Europa zu transportieren. Ohne die koloniale Infrastruktur wären die Völkerschauen also kaum durchführbar gewesen. Neben der schieren Machbarkeit einer solchen Schau muss man sich auch die gesellschaftlichen Denkfiguren vor Augen führen, die es ermöglichten, Menschen wie Tiere auszustellen.⁴⁹ So selbstverständlich wie die Haltung von Tieren in Zoos heute ist, so war es auch das Ausstellen von Menschen, ob in Zoos oder an anderen Orten.

Am Ende der Ära der Völkerschauen hatte sich diese Denkweise verändert. Kritik an den Veranstaltungen gab es aber schon früher. Nicht alle Menschen liessen sich vorbehaltlos auf die Inszenierungen und die stereotypen Wirkmechanismen ein. Obwohl im Verlauf der Recherche zu den Völkerschauen in St. Gallen keine offene Kritik in Form eines Leserbriefes etc. aufgetaucht ist, soll hier trotzdem kurz aufgezeigt werden, dass es solche kritischen Stimmen durchaus gab und wie diese

⁴⁸ Staehelin, 1993, S. 33.

⁴⁹ Dreesbach, 2005, S. 48.

im Laufe der Zeit immer mehr zunahmen.

Kritik wurde nicht nur aus moralischen Gründen angebracht. Die Durchschaubarkeit mancher Schauen bot vielfach Anlass für Kritik. So war beispielsweise in der Witzsektion der Jubiläums-Oktoberfestzeitung 1910 folgendes zu lesen:

„Vater und Sohn stehen vor der Schaubude mit den Wilden“ und der Sohn sagt zu seinem Vater: Du, Vatta, warum ham denn dö Wilden auf der Wies'n alle Jahr and're Nama?“⁵⁰

Ein weiterer Grund für Kritik bot die schiere Anzahl an Schauen. Die „Jugend“ bezichtigte in humoristischer Weise in einer Ausgabe von 1908 die „Beduinen“, welche in einem Vergnügungspark in München zu sehen waren, zuvor schon als Dehomy-Neger, Aschanti's, Marokkaner, Tunesier, Zulu's usw. aufgetreten zu sein.⁵¹ Dies verdeutlicht den Charakter der Völkerschauen als Massenphänomen, nicht nur im Bezug auf das zahlreiche Publikum, sondern auch auf die Veranstaltungen selbst. Weniger Kritik als in humoristischen Zeitschriften etc. gab es in normalen Tageszeitungen. Das hat verschiedene Gründe. Zum einen waren Leserbriefe zu jener Zeit eine Seltenheit und zum anderen herrschte auch in den 30er Jahren noch ein auf der Rassenhierarchie basierendes Überlegenheitsgefühl, das über alle politischen Ausrichtungen hinweg bestand. Staehelin bezeichnet den Andrang auf die Schauen in Basel generell geradezu als „Abstimmung mit der Eintrittskarte“.⁵²

Stimmen gegen die Völkerschauen kamen in Basel vor allem von christlicher Seite. Schon in den 1830er Jahren als eine Indianerin in der Reitschule im Rahmen einer Menagerie mitwirkte und mit verschiedenen Tieren auftrat, prangerte eine Gruppe von Christen, die einen Verein gründeten um „mit Rath und That“ einzugreifen, die Aufführung an. Sie kritisierten in ihrer Eingabe die offensichtliche Gleichstellung von „exotischen“ Tieren und „exotischen“ Menschen. Argumentiert wurde zwar hauptsächlich aus einer christlichen Perspektive, jedoch nicht ausschliesslich.

„Solche Greuel, wenn sie länger unter uns geduldet werden, muss der

⁵⁰ Zit. nach Dreesbach, 2005, S. 196.

⁵¹ Dreesbach, 2005, S. 196.

⁵² Staehelin, 1993, S. 122 f.

*gerechte Gott strafen! Und sie sind für Menschenfreunde, von Christen wollen wir gar nicht einmal reden, wahrhaft empörend.*⁵³

Auch 50 Jahre später war die Kritik von christlicher Seite noch nicht verstummt. Die Argumentationslinie hatte sich allerdings verschoben. Nun wurde nicht mehr primär das Mensch-Tier-Verhältnis kritisiert, sondern die Zustände unter denen die Ausgestellten lebten oder die „heidnischen“ Handlungen, welche diese aufführen mussten.⁵⁴ Kritische Stimmen zu den Völkerschauen in St. Gallen werden im dritten Teil dieser Arbeit aufgezeigt.

In St. Gallen fand die letzte richtige Völkerschau im August 1905 statt. Danach gab es bis auf eine Sioux und Singhalesen-Ausstellung im Nebenprogramm des Circus Sarrasini 1930 vermutlich keine Ausstellungen „fremder“ Menschen mehr. In den folgenden Kapiteln soll veranschaulicht werden, welche Prozesse für deren Verschwinden verantwortlich sein könnten.

3.2 Das Problem mit der Authentizität

Die Völkerschauen gaben vor, ein authentisches Medium zu sein, das mit dem Gezeigten auch die tatsächliche Lebensweise etc. der Ausgestellten wiedergab und mit diesem Anspruch Interesse generierte.⁵⁵ Um eines stetigen Zuschauerinteresses gewiss zu sein, waren die Organisatoren und Veranstalter quasi gezwungen, einer Schau immer neue Elemente hinzuzufügen. Der Rahmen, in der eine Ethnie vorgeführt werden konnte, war jedoch klar begrenzt. Alles was aus diesem Rahmen an Traditionen, Verhaltensweisen, Gewohnheiten etc. fiel, trug zu einer Verminderung der versprochenen Authentizität bei. So erfolgreich viele Schauen auch waren, das Gezeigte wurde manchmal in Hinblick auf die Glaubwürdigkeit hinterfragt, meistens wurden aber zugunsten des Spektakels und des Unterhaltungswerts „falsche“ Darstellungen quasi ignoriert. So kam es, dass manche Schauen mit der Zeit durch diese zwangsläufige „Steigerung“ des Gezeigten, immer weniger authentisch und unglaubwürdiger wurden.⁵⁶ Das bedeutet, dass in manchen

⁵³ Zit. nach Staehelin, 1993, S.124 f.

⁵⁴ Staehelin, 1993, S. 126.

⁵⁵ Ebd., S. 65.

⁵⁶ Ebd., S.151 ff.

Fällen ein Grossteil der dargestellten Kultur in dieser Art und Weise nicht mehr oder noch überhaupt nie praktiziert wurden. Staehelin verdeutlicht diesen Prozess anhand der Werbung für die Schauen. Die Völkerschauplakate würden „eine eigene, weitgehend stereotype Formsprache, welche die ebenfalls stereotypen Vorstellungen reflektiert“ besitzen. Es stünden also nicht die Menschen im Mittelpunkt, sondern ihre Rollen, die sie im Rahmen der Aufführung spielen sollten. Diese Rollen wären zudem so gestaltet gewesen, dass die Erwartungen an die Schau erfüllt und das Weltbild der Besucher bestmöglich bestätigt werden konnte.⁵⁷

Es gab sogar Fälle, in denen die von den „Fremden“ geforderten Rollen, von diesen kaum umsetzbar waren, weil sie dermassen wenig mit der Realität der Menschen zu tun hatten oder ihnen sonst irgendwie zuwider waren. Am Beispiel des Herero Friedrich Maharero, der einer von 103 Afrikanern aus den deutschen Kolonien war, welche 1896 zur „Ersten Deutschen Kolonialausstellung“ nach Berlin gebracht wurden, soll die manchmal herrschende Diskrepanz zwischen erwünschtem und authentischem Verhalten verdeutlicht werden. Maharero, Sohn des Paramount Chiefs der Herero, Samuel Maharero, reiste mit zwei weiteren Chief-Söhnen in Begleitung eines Dolmetschers an. Die drei sollten wie die anderen „Schauneger“ ihr traditionelles Leben vorleben, in einer für Völkerschauen typischen Kulisse eines Dorfes. Als die Herero- und Hottentotten-Karawane den Zuschauern vorgeführt wurde, staunten diese vermutlich nicht schlecht, als sie die drei Afrikaner und weitere Hereros in westlichen Herrenanzügen statt „heidnischen“ Hererotrachten auf den Pferden reiten sahen. Der Direktor des Berliner Völkerkundemuseums meinte dazu: „Ich möchte allerdings bezweifeln, dass alle Herero einen so durchaus vornehmen Eindruck machen und so vollendet gentleman-like auftreten, wie die, welche wir in Treptow gesehen haben“.⁵⁸

Das Motiv der Hereros ist nicht eindeutig ersichtlich. Die Repräsentanten der Kolonie Deutsch-Südwestafrika, waren nicht nur wegen der Kolonialausstellung nach Deutschland gekommen, sondern wollten etwas über Deutschland erfahren und diplomatische Beziehungen knüpfen. Daraus könnte geschlussfolgert werden, dass die Hereros als eine Art ausgewählte Elite die traditionelle Kleidung schlicht als unpassend für ihre angestrebten Ziele empfanden oder sie grundsätzlich

⁵⁷ Staehelin, 1993, S. 97.

⁵⁸ Schweinitz, 1897, S. 222.

ablehnten.⁵⁹ Aus der europäischen, vereinfachten und darum rassistischen Sichtweise bestanden zwischen Afrikanern in diesem Kontext keine Unterschiede und wenn, dann waren sie vernachlässigbar.

3.3 Staatliche und politische Interessen

In Deutschland war das staatliche Interesse an den Völkerschauen schon um 1900, während der Hochphase, gering. Nicht nur im Nationalsozialismus, sondern auch schon davor wurde die Wirkung der Ausgestellten, beispielsweise für kolonialpropagandistische Zwecke, als gering eingeschätzt. Man hatte Angst, die „Eingeborenen“ könnten „moralisch“ verdorben werden und so nach ihrer Rückkehr in die Heimat für Probleme sorgen. Für die Nationalsozialisten ergab sich zusätzlich das Problem der „Rassenvermischung“⁶⁰. Dies könnte unter anderem ein Grund sein, weshalb Schauen nach 1940 zuerst in Deutschland und dann auch in der Schweiz verschwanden, bzw. verboten wurden. Grundlage für die Erwähnung eines solchen Verbotes der Nazis in der Literatur zu den Völkerschauen bildet ein Interview mit Walter Wendnagel, dem Sohn des Zoodirektors Adolf Wendnagel, der ab 1928 als Assistent für den Zoo Basel arbeitete. Im Jahre 1990 sagte Wendnagel, dass nach einem Verbot der Nationalsozialisten keine Völkerschauen mehr aus Deutschland nach Basel gekommen seien und somit von da an in Basel, aufgrund des fehlenden Angebotes, keine Schauen mehr organisiert werden konnten.⁶¹ Staehelin ist bei seinen Recherchen nicht auf ein solches Verbot gestossen. Er erwähnt, dass die Annahme eines solchen Verbotes und damit die möglichen Auswirkungen auf die Schweiz einzig auf die Aussage Wendnagels zurückzuführen sei. Dreesbach wiederum glaubt, dass es bei dem vermeintlichen Verbot um eines handelte, welches mit der Auflösung der „Deutschen Afrikaschau“ in Berlin zu tun hatte. In einem Brief im Juni 1940 von der Gesellschaft für Eingeborenenkunde an das Auswärtige Amt wurde ein solches Verbot für das „Auftreten von Schwarzen“ erwähnt.⁶²

Ob nun ein Verbot tatsächlich existierte oder nicht, ist zweitrangig. Für die Schweiz hätten beispielsweise auch französische Organisatoren weiterhin Schauen

⁵⁹ DHM, 2004.

⁶⁰ Dreesbach, 2005, S. 314.

⁶¹ Ebd., S. 312 ff.

⁶² Staehelin, 1993, S. 33.

organisieren können. Da dies nicht der Fall war und der Rückgang der Schauen in ganz Europa zu beobachten war, sollte man sich auf den Kern der Völkerausstellungen konzentrieren. Im Kern der Schauen standen weder politische Bestrebungen noch wissenschaftliche Aspekte, sondern der Kommerz.⁶³ Und genau hier wird die Konkurrenz des Filmes entscheidend. Um gegen das Konkurrenzmedium Film zu bestehen, hätten die Völkerschauen immer grösser werden müssen, was letzten Endes unrentabel gewesen wäre.⁶⁴

3.4 Konkurrenz durch Film und der Wandel in der Unterhaltungsbranche

Der Film stieg ab den 1920er Jahren zum Massenmedium auf. Dieser lieferte den Leuten Unterhaltung auf eine einfachere Art und Weise wie es die Schauen taten. Filmische Mittel wie Nahaufnahmen, Kulissen, Beleuchtung und Musik, präsentierten dem Zuschauer das Gesehene zum Teil gefühlt noch näher und realistischer als wie man es in einer Völkerschau im dichten Zuschauergedränge durch einen Zaun erleben hätte können. Dreesbach führt aus, dass die Funktion des Filmes im Unterschied zu einer Völkerschau nicht mehr auf „Authentizität“ der „exotischen“ Menschen beruht. Die Zuschauer hätten natürlich gewusst, dass das Gesehene auf der Leinwand nicht der Realität entsprach, hätten das aber in Kauf genommen. Grund dafür sei eine „anders geartete Echtheit“, die dem Zuschauer vom Medium „Film“ vorgespielt worden wäre. Trotz der geographischen und zeitlichen Distanz waren die Zuschauer doch irgendwie Teil des Geschehens. So war es auf einmal nicht mehr wichtig, ob die Schauspieler auch wirklich dem Bild entsprachen, welches sie darstellten. Ganz im Gegenteil, durch das offensichtlich künstliche Konstrukt wurde es den Zuschauern leicht gemacht, sich in eine gezeigte Handlung hineinzusetzen und sich mit den Schauspielern zu identifizieren.⁶⁵

Die These, dass die Völkerschauen vom Film, genauer gesagt vom „Kulturfilm“ verdrängt worden wären, wurde von Günter Niemeyer, einstiger Werbechef von Hagenbeck, 1972 das erste Mal vertreten. Der Begriff dieses Genres ist heute nicht mehr geläufig. Laut einer Definition aus dem Sammelband „der Kulturfilm“ von 1924

⁶³ Dreesbach, 2005, S. 314.

⁶⁴ Staehelin, 1993, S. 167.

⁶⁵ Dreesbach, 2005, S. 315.

verlaufen die Grenzen zwischen dokumentarischen fiktionalen Inhalten bei dieser Art Film fliessend.⁶⁶

Brändle führt weiter aus, dass die Macher mit dem Label „Kulturfilm“ ihre Werke bewusst von anderen, „belanglosen“ Produktionen absetzen wollten. Sie sollten ein „Gegengewicht zur belanglosen Ware“ sein. Aus heutiger Sicht waren diese Filme eine Mischung aus Lehrfilm, dessen Inhalte auf „unterhaltsame Weise“ vermittelt wurden. Obwohl auf wissenschaftliche Genauigkeit Wert gelegt wurde, ging es auch darum, ein möglichst grosses Publikum zu erreichen. Bis 1931 gab es neben Zürich auch in Bern, Basel, St. Gallen und Thun Filmgemeinden bevor 1937 der Schweizer Kulturfilmbund entstand. In den folgenden Jahren kamen Stützpunkte in kleineren Ortschaften wie zum Beispiel Lichtensteig hinzu, bis sich schliesslich ein engmaschiges Netz aus solchen Organisationen und Veranstaltungen über die gesamte Schweiz zog. Brändle schreibt weiter, dass solche Kulturfilmveranstaltungen über Jahrzehnte ein „beliebtes Zürcher Sonntagsvergnügen“ darstellten.⁶⁷

Ohne hier jetzt auf die Inhalte solcher Filme einzugehen, soll kurz aufgezeigt werden, wo Überschneidungen zu den Völkerschauen gesehen werden könnten. Wie für die Völkerschauen wurde auch für die Filme ein grosser Werbeaufwand betrieben. Interessant ist, dass in den Zeitungsartikeln für dieses neue Medium eine Sprache benutzt wurde, welche der der Völkerschauartikel sehr ähnlich ist. Die Programmaussicht beinhaltete beispielsweise oft Wortpaare wie: „Land und Leute“, „Sitten und Gebräuche“, „Leben und Treiben“, „Handwerk und Rituale“. Auch für das „fremde“, „exotische“ Flair, welches diesen Produktionen oft anhaftete, wurde in ähnlicher Weise geworben. Es war die Rede von „exotischer Schönheit“, „interessanten Volksstämmen“ oder „vom Aussterben bedrohter Tiere und Menschen“.⁶⁸

Thode-Arora zieht ein interessantes Fazit. Nach anfänglichen Gemeinsamkeiten zwischen den Völkerschauen und Filmen mit „exotischem“ Inhalt und der Zusammenarbeit der Verantwortlichen kam es zu einer „Übernahme von Elementen des dramaturgischen Aufbaus, der Methoden zur Erzeugung von Exotik für den

⁶⁶ Zit. nach Brändle, 2013, S. 219.

⁶⁷ Brändle, 2013, S. 220 f.

⁶⁸ Ebd., S. 222.

Betrachter, von typischen Handlungsmustern und „Erkennungszeichen“ für bestimmte Ethnien sowie von bereits vorhandener organisatorischer Kompetenz bei der Beschaffung von Menschen, Tieren und Ausstattung.“⁶⁹

Es wäre zu erwarten gewesen, dass ein gewisses Konkurrenzverhältnis zwischen Organisatoren von Völkerschauen und der Filmindustrie bestand. Vermutlich war das auch so, aber offene Anfeindungen gab es nicht. Die Familie Hagenbeck wusste sogar, wie sie vom neuen Medium profitieren konnte. Die Elefantenherde, welche in einer Szene des erfolgreichen Films des „Indischen Grambals“ von 1921 zu sehen war, stammte aus dem Tierhandel der Familie. John Hagenbeck, Carl Hagenbecks jüngerer Stiefbruder, der das Werk „Mit Indiens Fahrendem Volk“ schrieb, war nach seiner Zeit mit den Völkerschauen fünf Jahre lang Filmproduzent, -autor und Regisseur von „exotischen“ Abenteuerfilmen.⁷⁰

Trotz der Konkurrenz des Filmes konnten noch bis in die 1960er Jahre Völkerschauen in der Schweiz veranstaltet werden.⁷¹ Den Rahmen dafür boten Zirkusse, wie beispielsweise der Circus Knie. Ab 1926 wurden in den kommenden 10 Jahren auf beinahe jeder Tournee aussereuropäische Menschen, Kleinwüchsige und sogenannte Freaks gezeigt.⁷² Die Transvall-Buren-Schau 1900, die Pygmäen-Schau des „Circus Barnum & Bailey“ 1902 und die Sioux und Singhalesen-Schau von 1930 veranschaulichen diese Entwicklung für St. Gallen.

⁶⁹ Zit. nach Wolter, 2005, S. 184.

⁷⁰ Wolter, 2005, S. 182.

⁷¹ Brändle, 2013, S. 218.

⁷² Ebd., S. 199 ff.

II. Ideologischer Hintergrund und gesellschaftliche Denksysteme

Die folgenden gesellschaftlichen Denksysteme und Überzeugungen bildeten das Fundament für die Völkerschauen. Auf deren Grundlage war es in Europa über 70 Jahre lang möglich, aus nichteuropäischen Menschen Profit zu schlagen, ihre Andersartigkeit gezielt zu vermarkten.

„Das Gewinninteresse freier Unternehmer, die imperialen Strategien des Staates, die sozialdarwinistische Doktrin und womöglich noch der in Europa schon lange bestehende Exotismus werden analytisch vermengt.“⁷³ Um die Völkerschauen aus der heutigen Perspektive verstehen zu können, ist eine Auseinandersetzung mit diesen Denksystemen unumgänglich. Was heute im besten Fall als grotesk, im schlimmsten Fall als menschenverachtend und grausam angesehen wird, war damals nicht immer richtig, aber wurde oft von der Mehrheit der Gesellschaft getragen. Die Schauen hatten also durchaus eine gewisse Gültigkeit. Das folgende Kapitel soll dabei helfen, bei der späteren Analyse der Zeitungsberichte und -Inserate einen objektiven und auf Wissen fundierten Massstab anwenden zu können.

Die Auswahl der folgenden gesellschaftlichen Denksysteme fundiert sowohl auf der Auseinandersetzung mit der Sekundärliteratur als auch mit den eigentlichen Quellen. Kaum ein Werk zu den Völkerschauen setzt sich nicht mit dem Kolonialismus, den damaligen rassistischen und wissenschaftlichen Überzeugungen auseinander und die vorliegende Arbeit soll hierbei keine Ausnahme bilden.

1. Koloniale Verflechtungen der Schweiz

Die Hochphase der Völkerschauen fällt in die Zeit des europäischen Imperialismus. Es ist daher naheliegend, dass man nach Zusammenhängen zwischen dem Phänomen der Völkerschauen und den kolonialen Bestrebungen der europäischen Nationalstaaten sucht. Und gewisse Verbindungen sind nicht von der Hand zu weisen. Im 20. Jahrhundert machten die Schauen, welche Menschen aus englischen Kolonien (Ceylon, Sudan), später dann solche aus dem französischen

⁷³ Wolter, 2005, S. 21.

Herrschaftsbereich (Senegal, Guinea, Französisch Kongo, Marokko) einen Grossteil der Veranstaltungen aus.⁷⁴ Menschen aus kolonisierten Gebieten waren leichter zu „bekommen“. Vermutlich bestand auch ein gesteigertes Interesse der Menschen an Veranstaltungen, welche Verknüpfungspunkte mit der kolonialen Politik ihres Landes aufwiesen.

Mit ethnographischen Dörfern wurden künstliche Alltagswelten geschaffen, welche die koloniale Vielfalt aufzeigten aber gleichzeitig auch als politische Propaganda dienen sollten.⁷⁵ Mit perfekt arrangierten Kulissen und eingeübten „Alltagsszenen“ konnten die Veranstalter die Völker allerdings nach ihrem eigenen Belieben präsentieren und so oft ihre kolonialen Ansprüche und die darauf stützenden rassistischen Denkweisen untermauern. Laut Staehelin konnte „durch die Betonung der Wildheit, der Primitivität, der Kindlichkeit und der zivilisatorischen Rückständigkeit“ die Notwendigkeit einer europäischen Einmischung aufgezeigt werden.⁷⁶ Die Europäer konnten folglich aus moralischer Sicht nichts anderes tun, als den „Wilden“ die Zivilisation zu bringen.⁷⁷

Den Nutzen solcher Zurschaustellungen für die kolonialen Bestrebungen darf aber keinesfalls überschätzt werden. In Deutschland nutze man Völkerschauen nur für eine relativ kurze Zeit zu kolonialpropagandistischen Zwecken. „Figurengruppen und ethnographische Gegenstände schienen den Kolonialpropagandisten besser geeignet, um Werbung für die Kolonien zu machen“.⁷⁸

Für die Schweizer Besucher kann ein solches Interesse demnach wohl kaum vordergründig gewesen sein. Dass die Schweiz keine Kolonien hatte ändert jedoch nichts am Umgang mit den Schauen und den darin gezeigten Menschen. Wie aber stehen die Schauen in der Schweiz im Kontext des Kolonialismus?

Im Buch „Menschenzoos“ beginnt Patrick Minder seinen Beitrag mit der Überschrift „Das Gebilde des Kolonialisierten in einem imperiumslosen Mutterland: „Der Fall Schweiz (1880-1939)“. Darin führt er einige interessante Aspekte zu kolonialen Denkstrukturen in der Schweiz auf. Die „quantitative und qualitative Fülle schriftlicher Quellen und Bilder“ bezeuge auch in Bezug auf die Schweiz, dass koloniale Werte repräsentiert wurden, z.B. im Umgang mit Menschen mit dunkler Hautfarbe. Die

⁷⁴ Staehelin, 1993, S.37.

⁷⁵ Von Plato, 2006, S. 47.

⁷⁶ Staehelin, 1993, S. 147.

⁷⁷ Ebd., S. 147.

⁷⁸ Dreesbach, 2005, S. 308.

Schweiz habe die „Repräsentationen der Nachbarmächte“ übernommen.⁷⁹ Minder führt als Begründung aus, dass es schon im 18. Jahrhundert Afrikaner in der Schweiz gab, insbesondere im Umfeld der Kirche oder von Missionaren.⁸⁰ Aus diesem Umstand resultierte jedoch nicht ein eigener Umgang mit dem Bild des Afrikaners. Vor allem im Zusammenhang mit Bildern, wie sie in der Werbung oder in illustrierten Zeitschriften gebraucht wurden, liesse sich ein Umgang mit den afrikanischen Menschen beobachten, der sich nicht von dem der Kolonialmächte unterscheidet und auf dem gleichen rassistischen Fundament gründe.⁸¹

Das bestätigt in gewissem Masse die Erkenntnisse, welche die Recherche zutage gefördert hat. So wenig wie sich die politischen Ausrichtungen der Zeitungen in Bezug auf die Verbreitung rassistischen und kolonialen Gedankengutes unterschied, so wenig waren insgesamt Unterschiede in der Verwendung kolonialer Denkmuster zu erkennen. Vor allem in der Werbung lassen sich diese Gemeinsamkeiten hervorheben, doch dazu später mehr.

Diese Hochphase der Völkerschauen fällt zeitlich mit einer wirtschaftlichen Blütephase der Stadt St. Gallen, dem sogenannten „Stickereiboom“ zusammen. Die St. Galler Wirtschaft trat in den internationalen Handel ein. Gleichzeitig lebten immer mehr St. Gallerinnen und St. Galler im Ausland. St. Gallen wurde so zu einer kleinen Weltstadt. Zusammen mit dem Imperialismus anderer Länder, könnte ein gesteigertes Interesse der St. Galler Bevölkerung an fremden Kulturen entstanden sein. Um dieser These nachgehen zu können, müsste untersucht werden, inwiefern wirtschaftliche Unternehmen mit kolonialen „Verflechtungen“ an der Organisation von Schauen beteiligt waren. Diese Untersuchung würde den Rahmen dieser Arbeit jedoch sprengen.

2. Rassismus und Exotismus

„Rassismus [ist] die verallgemeinerte und verabsolutierte Wertung tatsächlicher oder fiktiver biologischer Unterschiede zum Nutzen des Anklägers und zum Schaden

⁷⁹ Minder, 2012, S. 313.

⁸⁰ Ebd., S. 315.

⁸¹ Ebd., S. 316.

seines Opfers..., mit der eine Aggression gerechtfertigt werden soll.“⁸²

Heute wissen wir, dass die Unterteilung in „Rassen“ bei Menschen molekulargenetisch keinerlei Bestand hat. Auch in der Biologie in Bezug auf Tiere schwindet die Bedeutung dieser Einteilung.⁸³ Trotz dieses Bedeutungsverlustes prägt der Begriff, vor allem im Zusammenhang mit dem „Rassismus“ auch heute noch unsere Gesellschaft. Damals war der wissenschaftliche Rassismus nicht etwas, was etwa von der breiten Masse der Leute mit Skepsis beäugt wurde, sondern gehörte zur Populärkultur. Im folgenden Abschnitt soll eine kurze Übersicht über dessen Entstehung und die wichtigsten Theorien gegeben werden.

Arndt führt im Kontext der Sklaverei in der Antike aus, dass Rassismus kein Denksystem ist, welches ausschliesslich der Neuzeit zuzuordnen ist. Im Kontext von Eroberung und Sklaverei wurde mit einer Art Konzept der rassistischen Andersartigkeit Differenz geschaffen. Dies ermöglichte es, sich über eroberte Völker zu stellen und diese zu unterdrücken, ohne moralisch falsch zu handeln. Ein frühes Beispiel für eine solche Differenzierung ist die zwischen den „Griechen“ und „Nicht-Griechen“, welche oft einfach nur als „Barbaren“ bezeichnet wurden. Bei diesem frühen Rassismus spielten Klimatheorien eine wichtige Rolle. Man versuchte aus dem Faktor „Klima“ auf die physische Erscheinung von Menschen zu schliessen. Interessant ist, dass die klimatischen Bedingungen auch in den späteren Rassentheorien der Neuzeit immer wieder als Erklärungsversuch für „rassistische“ Unterschiede herangezogen wurden. Bei diesen frühen Theorien, welche unter anderem von Aristoteles und Hippokrates vertreten wurden, ging es aber nicht bloss um den Zusammenhang zwischen körperlichen Merkmalen und den Lebensbedingungen der beschriebenen Menschen. Auch damals schon versuchte man durch eben diese Bedingungen auf das Innere der Menschen zu schliessen. Hippokrates schrieb beispielsweise, dass bei den Asiaten, die „Natur“ das Aufkommen von „Eigenschaften wie Tapferkeit, Standhaftigkeit gegenüber Ungemach, Straffheit und Mut“ verhindert.⁸⁴

Ab dem 16. Jahrhundert erhielten die Europäer vor allem durch Reiseberichte Einsicht in die Lebensweise aussereuropäischer Menschen. Da ihre Lebensweise von der europäischen deutlich abwich, wurde sie als von der Norm abweichend

⁸² Zit. Nach Jäggi, 1992, S. 17.

⁸³ Zit. Nach Wolter, 2005, S. 14.

⁸⁴ Arndt, 2012, S. 36.

angesehen. Gleichzeitig erfolgte dadurch eine Abwertung, dass man sich vor allem auf die kulturellen Aspekte konzentrierte, die mit der christlichen Lebensweise und den moralischen Vorstellungen jener Zeit nicht vereinbar waren. Die Folge war ein eurozentristisches Weltbild, das Afrika, Asien und Amerika nicht nur geographisch, sondern auch wertmässig an den Rand verortete.⁸⁵

Trotz dieser Herabsetzung gab es lange das Konzept des „edlen“ und „unedlen Wilden“. Der englische Dichter John Dryden lieferte 1670 eines der berühmtesten Bilder des „edlen Wilden“:

I am as free as Nature first made man,
E're the base Laws of Servitude began,
When wild in woods the noble Savage ran.⁸⁶

Das Konzept wurde schnell populär und vor allem Schriftsteller bauten in ihre Werke oft idealisierte Figuren ein, die dem Bild des heroischen „Wilden“ entsprachen. Das Bild des „unedlen Wilden“ sah beispielsweise die amerikanischen Ureinwohner als zurückgeblieben, unentwickelt und unzivilisiert an.⁸⁷

Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde der Begriff der Rasse immer klassifikatorischer. Ein Grund dafür war laut Jäggi die Darwin'sche Evolutionstheorie. Dort ging es hauptsächlich um den Kampf der Rassen.⁸⁸ Herbert Spencer erweiterte diesen rein auf die Natur und das Tierreich ausgelegten Ansatz auf die Menschen mit seinen Thesen zum „Kampf ums Dasein“.⁸⁹ Die von Charles Darwin aufgestellten Theorien über die „natürliche Auslese“ und des „survival of the fittest“, übertrug er auf menschliche Gesellschaften und somit auch auf politische und soziale Aspekte.⁹⁰ Draus resultierte der sogenannte Sozialdarwinismus.

Das Konzept des „edlen Wilden“, das aussereuropäische Menschen zum Teil stark idealisierte, wich nun einem hierarchischen Rassensystem. Ein Name der in diesem Kontext immer wieder genannt wird, ist der des französischen Diplomaten Arthur de Gobineau. Er bündelte die verschiedenen, zuvor noch recht unsystematischen

⁸⁵ Jäggi, 1992, S. 29.

⁸⁶ Zit. nach Hall, 1994, S. 168.

⁸⁷ Ebd., S. 171.

⁸⁸ Jäggi, 1992, S. 29.

⁸⁹ Gero & Wölflingseder, 1995, S. 104.

⁹⁰ Wehler, 1994, S.179.

Rassenideen und führt die Idee der „Reinheit der Rasse“ ein.⁹¹ Nach seiner Theorie über die Blutreinheit, deren Verschmutzung eine Verminderung des Wertes der Rasse darstellt, ist die Rassenvermischung der alleinige Grund für den Untergang von Zivilisationen.⁹²

Mit der Entdeckung des Neandertalers im Jahre 1856 fand ein langsames Umdenken im Umgang mit der Rassenhierarchie statt. Da man einen genaueren Eindruck über die Zeitspanne der evolutionären Vorgänge erhielt, wurden Ethnien, welche man zuvor aus dem Kreis der modernen Menschen ausschloss, nun weniger schnell als „Vorstufen“ des Menschen abgetan. Man unterteilte nun in Primaten, Altmenschen und „primitive“ Gruppen der Neumenschen.⁹³

Am europäischen Massstab bestimmten die Wissenschaftler, wie weit eine „Menschenrasse“ fortgeschritten war und in welcher Stufe unter dem Europäer sie sich einordnen liess. Dass kein aus heutiger Sicht objektiver Massstab zu diesem Zwecke gefunden werden konnte, liegt in der Sache selbst. Trotzdem hielten sich alle Leute, welche sich Ende des 18. Jahrhunderts mit der Anthropologie beschäftigten, den Menschen aus der restlichen Welt als kulturell überlegen. Als „Gradmesser“ für die europäische Entwicklungsstufe dienten vor allem technische Errungenschaften.⁹⁴

Ein interessantes Konzept, welches hilft, die Wirkungsweise der rassistischen Theorien auf die Gesellschaft zu verstehen, ist der von Wolter formulierte „Warenrassismus“. Dort geht es, wie man dem Begriff entnehmen kann vordergründig um eine Ware. Um für diese Ware zu werben wurde jedoch häufig ein Zeichencharakter in Form eines aussereuropäischen Menschen verwendet. Wird also beispielsweise 1895 ein Afrikaner in einem Kaufhaus in Berlin in einem Schaufenster mit einem Preisschild ausgestellt, bei dem ein Passant erst bei genauerem Hinsehen erkennt, dass sich dieses Preisschild nicht auf den Menschen, sondern auf eine Ware im Schaufenster bezieht, wirken aus semiotischer Sicht verschiedene Zeichen. Die physische Erscheinung des Mannes wird vom Passanten, dem potentiellen Konsumenten, als solche erfasst. Der ausgestellte Mensch wird in einem weiteren Schritt mit einem mentalen Konzept verknüpft.⁹⁵

In diesem Beispiel wäre das die „rassistische Minderwertigkeit“. In dem

⁹¹ Jäggi, 1992, S. 30.

⁹² Priester, 2003, S. 78.

⁹³ Geiss, 1988, S. 168.

⁹⁴ Ebd., S. 167 ff.

⁹⁵ Wolter, 2005, S. 46.

Werbearrangement bestätigt sich die allgemeine Annahme, dass der Weisse einem Afrikaner überlegen ist. Die Werbung wirkt, weil das Konzept, welches in den Köpfen vorherrscht, dem Gezeigten recht ähnlich ist. Zuerst wird durch den vorläufigen Eindruck, dass ein Afrikaner zum Verkauf steht, Aufmerksamkeit erregt, was darauf schliessen lässt, dass es sich nicht um etwas Normales handelt. Dann aber wird durch die Richtigstellung der Verhältnisse, nämlich, dass es sich bei der Ware nicht um den Menschen selber, sondern um einen Reisesack handelt, ein Witz erzeugt. Wäre eine grössere Diskrepanz zwischen dem Gezeigten und dem Denkmuster der Konsumenten, würde es empörend wirken und sein Ziel verfehlen. Die positive Reaktion auf das Werbearrangement verdeutlicht, wie geläufig und akzeptiert solch offenkundig rassistische Darstellungen zu jener Zeit waren.

Das Bild des „Fremden“ wurde häufig im Zusammenhang mit Werbung eingesetzt. Für sehr viele Produkte, wie beispielsweise Kaffee, Tee, Zahnpasta, Bleichmittel oder Zigaretten dienten Bilder von Afrikanern, Chinesen oder Indianern als Illustration auf Plakaten oder in Inseraten. Auch hier ist wieder kein offensichtlicher Zusammenhang zwischen den Produkten und dargestellten Menschen zu erkennen. Wolter charakterisiert den Einsatz dieser Konzepte folgendermassen:

„In exotischen Werbebildern begegnet uns die westliche Imagination in Reinform, konnten sie doch mit beliebigen Inhalten gefüllt, mittels Anspielungen auf koloniale Tagesereignisse aktualisiert (...) werden, ohne einem noch so dünnen Wahrheits- oder selbst Wahrscheinlichkeitsanspruch genügen zu müssen.“⁹⁶

Die Bedeutung des Zeichens beruht also folglich nicht auf Tatsachen, sondern auf den ideologischen, kulturellen Zuschreibungen der Konsumenten. Folglich waren diese Zuschreibungen sehr oft rassistisch. Von den Werbetreibenden wurden solche Zuschreibungen bewusst provoziert. So entstand eine Wechselbeziehung aus rassistischen Denkmustern zwischen Waren, Menschen, Werbetreibenden und Konsumenten.⁹⁷

Das führt unter anderem dazu, dass sich Bilder in den Köpfen der Menschen festigten, die so gut wie nichts mit der Realität zu tun hatten. So prägten literarische

⁹⁶ Wolter, 2005, S. 53.

⁹⁷ Ebd., S. 61.

Werke, wie die „Lederstrumpf-Reihe“ oder die Bücher von Karl May die Vorstellungen der Leser von den amerikanischen Ureinwohnern. Die stereotypen Bilder wurden dann auf alle „Indianer“ übertragen. Differenziert wurde nicht mehr weiter. So kam es, dass die Indianer den Besuchern einer deutschen Völkerschau nicht „indianisch genug“ waren.⁹⁸

Direkter Kaffee- und Thee-Import.

Grundsatz:
Unmittelbarer Verkehr zwischen den Produktionsländern und dem konsumierenden Publikum.

Kaffeelager
aller beliebten Sorten im Preise von
50 Cts. bis Fr. 1.90 per Pfund

Versandt franko jede schweizerische Thalbahnhstation in Originalballen, halben und dritten Säcken, sowie frisch gebrannt in Blechbüchsen von 5 bis 75 Kilos.

Theelager aller couranten Sorten in Pfundverpackung und 5 $\frac{1}{2}$ Kistchen.
Preisliste:
Fr. 1.85 bis Fr. 4.50.
per Pfund engl.

Detaillierte Preiscourants werden auf Wunsch umgehend franko zugesandt.

Kilometer gegen Nachnahme plus Porto zu Diensten.

THEODOR FIERZ, ZÜRICH.

Aus dem Stadtanzeiger vom 8. Juni 1900

⁹⁸ Wolter, 2005, S. 106.

3. Wissenschaft und Anthropologie

Die Wissenschaft zeigte seit jeher grosses Interesse an nicht-europäischen Menschen. Schon vor der Hochphase der Völkerschauen beschäftigten sich Wissenschaftler mit den ausser-europäischen Menschen. Ab den 1860er Jahren entwickelten sich parallel zu den Völkerschauen die Ethnologie, Anthropologie und Urgeschichte als eigenständige Fächer an den Universitäten und Forschungsgebiete mit neuen Schwerpunkten taten sich auf. Ursprünglich ging es den drei Disziplinen um einen ähnlichen Fragenkomplex. Die Dokumentation und Erforschung der Völker der Erde, die Erklärung ihrer unterschiedlichen Erscheinungsformen, und ihre Vorgeschichte sollten ein umfassendes Bild des Menschen liefern.⁹⁹

Im Zusammenhang mit den Völkerschauen waren vor allem zwei wissenschaftliche Richtungen von Bedeutung, die Anthropologie und die Zoologie. Die Kombination dieser beiden Forschungsfelder bildete die Grundlage des damals aktuellen Diskurses über die Abstammung der Menschen.¹⁰⁰ Das naturwissenschaftliche Denken führte dazu, dass sich die biblische Sicht auf die Welt und den Menschen änderte. Indem der „Wilde“ nicht mehr als ein von Gott bestrafte Individuum betrachtet wurde, sondern als „missing link“ zwischen Affe und homo sapiens.¹⁰¹ Besonders in den Afrikanern wurde diese Entwicklungsstufe des Menschen gesehen. Eine Verwandtschaft zwischen dem „Europäer“ und dem Affen wurde allgemein ausgeschlossen.¹⁰²

Die Wissenschaftler versuchten, durch Untersuchungen und Systematisierungen neue Erkenntnisse über aussereuropäische Menschen zu sammeln. Statt in ferne Länder zu reisen und Feldstudien durchzuführen, erhielten die wissenschaftlichen Institute nun einen stetigen Zulauf an neuen „Forschungsobjekten“ durch die Organisatoren der Völkerschauen. Schon früh, ungefähr ab den 1820er Jahren arbeiteten Schausteller und Gelehrte in diesem Bereich zusammen.¹⁰³

In den 1870er Jahren herrschte unter führenden Wissenschaftlern ein Konflikt

⁹⁹ Dreesbach, 2005, S. 280 ff.

¹⁰⁰ Wolter, 2005, S. 95.

¹⁰¹ Staehelin, 1993, S. 22.

¹⁰² Ebd., S. 146.

¹⁰³ Dreesbach, 2005, S. 31.

darüber, wie grundsätzlich an die Erforschung fremder Völker herangegangen werden sollte. Die einen folgten einem humanistischen Ansatz bei dem ein Mensch sich durch das Studium seiner Sprache oder anderer Kulturerzeugnisse studieren liesse. Die andere Seite vertrat eine antihumanistische Sichtweise. Die „wahre Natur“ des Menschen liesse sich nur durch die Untersuchung seiner Körpermerkmale, sowie anhand seiner Gebrauchsobjekte studieren.¹⁰⁴

Bei Reisen in ferne Länder musste man mit unkalkulierbaren Schwierigkeiten und Strapazen rechnen und eine Garantie auf eine erfolgreiche Studie war nicht immer gegeben.¹⁰⁵ So kam es, dass die Anthropologen trotz der von den Organisatoren getätigten Vorauswahl der „Untersuchungsobjekte“, die ja jeweils repräsentativ für die jeweilige Volksgruppe sein sollten, die Möglichkeit der Untersuchung gerne annahmen. Die Aussicht, ohne grossen Aufwand neue Erkenntnisse gewinnen zu können, überwiegte anscheinend jeden Zweifel über die Repräsentativität der Gruppe oder gar deren Authentizität.

Diese Beziehung zwischen der Wissenschaft und den Organisatoren aus dem Unterhaltungsgewerbe war, wie bereits erwähnt, wichtig, um den Völkerschauen wissenschaftliche Bedeutung und damit Authentizität zu geben. Mit diesem Aspekt konnte Werbung gemacht werden und die Werbenden hielten sich mit ihren Versprechungen nicht zurück. Ein Besuch einer Ausstellung könne „ein jahrelanges Bücherstudium“ oder sogar eine Reise in die entsprechenden Länder ersetzen.¹⁰⁶ Wie eng das Zusammenwirken zwischen Organisatoren und der Wissenschaft war, lässt sich am Beispiel Hagenbecks veranschaulichen. Er war selber Ehrenmitglied der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Wissenschaftler nahmen sich manchmal sogar die Freiheit, Wünsche an die Organisatoren zu richten.¹⁰⁷ Der „wissenschaftliche Wert“ der Ausstellungen brachte neben der Werbung noch einen weiteren Vorteil mit sich. In Deutschland konnten die Veranstalter durch die Zusammenarbeit mit den Wissenschaftlern die Lustbarkeitssteuer umgehen, die in manchen Fällen bis zu 40% der Bruttoeinnahmen der Schaustellung betragen konnte.¹⁰⁸

Waren die Ausgestellten am jeweiligen Veranstaltungsort angekommen, mussten sie

¹⁰⁴ Schär, 2015, S. 113.

¹⁰⁵ Goldmann, 1985, S.158 f.

¹⁰⁶ Dreesbach, 2005, S. 283 ff.

¹⁰⁷ Ebd., S. 283 ff.

¹⁰⁸ Ebd., S. 285.

sich oft anthropologischen Untersuchungen unterziehen. Mit Hilfe von entsprechenden Instrumenten wurden die Menschen vermessen, fotografiert oder gezeichnet. Es wurden Gipsabdrücke von Extremitäten und manchmal auch von ganzen Menschen gemacht, wie bei Sarah Baartmann, die als „Hottentotten-Venus“ traurige Berühmtheit erlangte. Nicht immer liefen diese Messungen so ab, wie es sich die Anthropologen vorgestellt hatten. So berichtete der Anatom Theodor v. Bischoff, der in München Untersuchungen an Feuerländerinnen durchführte, dass er selbst bei den kleinen vier- und dreijährigen Mädchen der Truppe keine Erkenntnisse über das „Verhalten ihrer Geschlechtsteile“ gewinnen konnte, weil „ihr eigenes Sträuben auch noch von ihrer Mutter unterstützt wurde“.¹⁰⁹

Dass die anthropologischen Untersuchungen und die daraus resultierenden Ergebnisse durchaus von allgemeinem Interesse waren, bezeugt folgender Bericht über die Singhalesen-Ausstellung in St. Gallen im Jahre 1888.

Heute (Dienstag) wird die Singhalesen-Karawane auf dem Brühl ihre Vorstellungen eröffnen. Ein Freiburger Blatt äussert sich über die Truppe folgendermassen: Die Singhalesenkarawane des Herrn Hagenbeck wurde von einigen Anthropologen besichtigt. Die Messungen, welche an 7 Personen vorgenommen wurden, bestätigten im wesentlichen das Resultat der Birchowschen Untersuchungen vom Jahre 1885. Die Singhalesen sind in der Tat nicht, wie man bisher angenommen hatte, dolichocephal (langköpfig), sondern mesokephal (mittelköpfig). Dadurch gewinnt die Ansicht, auf welche die Forschung zunächst durch die Betrachtung der aus arischen und einheimisch-bravidischen Elementen zusammengesetzten singhalesischen Sprache geführt wurde, die höchste Wahrscheinlichkeit: - die Singhalesen sind ein Mischvolk.

Bereits der erste Blick zeigt, dass wir den Vertretern einer verhältnismässig zivilisierten Rasse gegenüberstehen. Das wohlgebildete, bronzefarbene Gesicht mit den grossen, dunkelbraunen, lebhaft glänzenden Augen zeugt unzweideutig von intellektueller Begabung. Das lange, schwarze Haar, welches am Hinterkopf zu einem Knoten zusammengewunden ist, ist schlicht und nur am Ende etwas gewellt. Der Mund ist klein: und bei den meisten schimmert zwischen den vollen Lippen ein beneidenswertes Gebiss hervor. – Der Körper zeigt bei einer mittelgrossen Statur eine beinahe weiblich zierliche Bildung. – Uebrigens sei bei dieser Gelegenheit bemerkt, dass die Truppe, abgesehen von einer Zwergin, welche dem Tamil-Stamm angehört und also keine Singhalesin ist, ausschliesslich aus Männern besteht. – Dass die Muskulatur der Singhalesen nichtsdestoweniger gut entwickelt ist, davon kann man sich am besten bei der Aufführung ihrer Tänze überzeugen.¹¹⁰

¹⁰⁹ Goldmann, 1985, S. 263.

¹¹⁰ Aus dem Stadtanzeiger vom 1. Mai 1888.

III. Inszenierungsformen von Völkerschauen

1. Auswahl der Zeitungsartikel und -Inserate

Menschen, welche noch Völkerschauen in St. Gallen oder sonstwo miterlebt haben, werden heute nur noch schwer zu finden sein. Rea Brändle gelang es, einen Zürcher zu finden, der als kleiner Bub im Sommer 1925 das „Negerdorf“ auf der Letzigrundwiese besucht hatte. Herr Vienny schwärmte in einem Interview beinahe davon, wie er als achtjähriger Junge stundenlang durch das Dorf lief und sich dabei nach Afrika versetzt fühlte. Zum einen trug sicherlich der Umstand bei, dass der Junge in diesem Hüttendorf das erste Mal Menschen mit dunkler Hautfarbe sah. Doch auch die handwerklichen Tätigkeiten und die vermeintliche Lebensweise dieser Menschen blieben ihm in Erinnerung.¹¹¹

Obwohl die kindliche Wahrnehmungsweise und die zwischen Besuch und Erinnerung vergangene Zeit die Eindrücke sicherlich auf eine nicht vernachlässigbare Weise beeinflussen, kann man doch durch die Beschreibungen ein Gefühl bekommen, wie sich ein Besucher einer solchen Ausstellung gefühlt haben könnte.

Es ist nicht verwunderlich, dass eine solche Veranstaltung auf ein Kind beindruckend wirkte. Doch auch Erwachsene liessen sich über 50 Jahre immer wieder auf diese oft sehr künstlichen Darstellungen ein. Im folgenden Abschnitt dieser Arbeit wird versucht darzustellen, wie die Schauen funktionierten. Genauer gesagt wird analysiert, welchen Wirkungsmechanismen sich Organisatoren und Veranstalter bedienten, um ein möglichst grosses Publikum für die Völkerschauen begeistern zu können und so einen maximalen Profit zu erzielen.

Für die Analyse werden Zeitungsartikel und -Inserate verwendet. Dafür wurden folgende sechs Schauen zwischen 1875 und 1905 ausgewählt:

- Lappländer (1875)
- Die Buschmann/ und Hottentotten-Truppe (1887)
- Singhalesen (1888)
- Die Somalikaarawane (1891)
- Schuli-Neger (1892)
- Indien (1905)

¹¹¹ Brändle, 2013, S. 162.

Anhand der Texte wurde auf einige gesellschaftliche Denksysteme geschlossen, die für die Inszenierung der Völkerschauen von Bedeutung waren. Im letzten Teil der Arbeit werden diese theoretisch beleuchtet.

Im dritten Teil geht es nun darum die unterschiedlichen Inszenierungsformen aufzuzeigen. Denn um Inszenierungen handelte es sich immer, unabhängig davon ob eine Schau einen hohen oder niedrigen Authentizitätsfaktor besass.

Die oben aufgeführten Schauen wurden ausgewählt, weil über sie am meisten berichtet wurde. Es gäbe durchaus weitere interessante Schauen, die sich von den Inhalten her für folgende Analyse geeignet hätten, nur konnten über diese keine brauchbaren Texte oder Inserate gefunden werden. Darüber, warum über einige Schauen viel und über andere kaum berichtet wurde, kann nur spekuliert werden. Zum einen hat es sicher mit den Organisatoren und Veranstaltern zu tun. Wenn Völkerschauen beispielsweise von den Hagenbecks organisiert wurden, ist tendenziell eine höhere Medienpräsenz festzustellen als bei anderen Schauen.

Wurde nicht über Schauen berichtet, hatte das vermutlich nicht unbedingt damit zu tun, dass Zeitungen die Völkerschauen aus moralischen oder ethischen Gründen ablehnten. Oft wurden Texte von Veranstaltern oder Organisatoren eingesandt, um für die Schauen zu werben. Je nachdem wie hoch das Budget für Werbung war, wurden also mehr oder weniger solcher Texte eingesandt. Ob über die Schauen in Form eines Berichtes über einen Besuch geschrieben wurde, hing vermutlich davon ab, welche Veranstaltungen sonst gerade noch in der Stadt waren. Gab es in der Zeit mancher Schauen grössere Veranstaltungen wie Schützen- oder Sängereisen, wurde eher über diese berichtet.

Sieht man von der Schau „Lappländer“ 1875 ab, so lagen die folgenden fünf Schauen zeitlich recht nahe aneinander. Jetzt könnte man meinen, in der Zeit hätte ein erhöhtes Interesse für die Veranstaltungen bestanden und es wäre darum auch vermehrt darüber berichtet worden. Zum Teil stimmt das sicher auch. Trotzdem bildet die Negertruppe St. Croix im Mai 1888 eine Ausnahme. Sie bettet sich zeitlich zwischen die Buschmann- und Hottentotten-Truppe 1887 und die Singhalesen-Gruppe ein, welche nur einen Monat danach in St. Gallen auf dem Brühl zu sehen war. Brändle erwähnt die Gruppe zwar in ihrem Verzeichnis der Völkerschauen in Zürich, konnte aber anscheinend auch nicht in Erfahrung bringen, wie gross sie war

und wo sie in St. Gallen aufgetreten ist. Es könnte darum angenommen werden, dass es sich um eine kleine, unscheinbare Gruppe gehandelt habe. Im Jahr 1898 waren jedoch 35 Frauen aus dem Togo zu sehen und trotzdem berichteten das „Tagblatt“ und „die Ostschweiz“ nicht darüber. Man muss sich leider mit der blossen Erkenntnis begnügen, dass über manche Schauen viel berichtet wurde und über andere weniger.

Die Textausschnitte zu den Schauen werden nicht chronologisch und meistens auch nicht vollständig wiedergegeben. Es wurden passende Textausschnitte gewählt und dort ins Thema eingebettet, wo sie am aussagekräftigsten sind. Textabschnitte müssen natürlich auch immer in ihrer Funktion im vollständigen Text gesehen werden. Zu diesem Zweck sind im Anhang alle vollständigen Texte aufgelistet, die in diesem Teil der Arbeit Verwendung fanden.

2. Die Völkerschau als Produkt

Nicht nur in Zeitungen und auf Plakaten wurde für die Völkerschauen geworben. Hinter deren Organisation steckte oft ein geschicktes und umfassendes Marketingkonzept. So liess man beispielsweise die Teilnehmer einer Schau mitsamt Tieren vom Bahnhof der Stadt zum Veranstaltungsort laufen. Nicht nur in Zürich marschierten darum Elefanten durch das Stadtzentrum. Auch in St. Gallen bedienten sich Veranstalter und Organisatoren dieser Marketingaktion. Die Tiere mussten ohnehin zum Veranstaltungsort gebracht werden. Sie zu Fuss laufen zu lassen war sicherlich die einfachste und kostengünstigste Variante. Ausserdem war der Unternehmung ein hohes Interesse der Bevölkerung gewiss, die sich kostenlos einen Hauch von „Exotik“ einfangen konnte und so Lust auf mehr bekommen sollte. Welche Aufmerksamkeit eine solche Aktion erregte, kann man folgendem Textausschnitt aus dem „Tagblatt“ des 19. Augusts 1905 entnehmen.

„Nachts zehn Uhr kamen vom Bahnhof her die grossen und kleinen Tiere; an der Spitze des Zuges marschierte, geführt von Indiern, ein mächtiger, drei Mann hoher Elefant, dann ein zweiter, ein dritter usw. hunderte von Personen begleiteten diese Tierfamilie nach dem Brühl, die Wirtschaften am Marktplatz leerten sich – alles stürzte ins Freie, um die fremdländischen Tiere zu

*sehen.*¹¹²

War die „Publicity“ dann noch immer nicht ausreichend, wurden Ausflüge organisiert. Man liess einzelne Teilnehmer der Schau durch die Stadt fahren oder organisierte Besuche, welche medienwirksam inszeniert wurden.¹¹³

Obwohl die meisten Zeitungen von den Völkerschauen meistens positiv berichteten und negative Kritik nur in Bezug auf den Unterhaltungswert angebracht wurde, gab es auch Stimmen in der Schweiz, die den Umgang mit den Ausgestellten anprangerten. Brändle erwähnt beispielsweise im Zusammenhang mit der Schau „Die Wilden von den Feuerlandinseln“, welche 1882 in Zürich stattfand, dass als Folge etlicher negativer Zwischenfälle im Zusammenhang mit den gezeigten Menschen, Zeitungen deutlich Partei ergriffen. Aufgrund der Todesfälle einiger Teilnehmer forderte der „Freisinnige“ aus Hinwil, die Menschen wieder nach Hause zurück zu bringen. „Der Landbote“ bezeichnete die Zustände im Veranstaltungsort „Plattentheater“ gar als eine neue Form von Menschenhandel. Daraufhin konterten zahlreiche Zeitungen aus der Deutschweiz, stellten sich auf die Seite des Veranstalters und erstickten jede weitere Kritik im Keim.¹¹⁴ Das Beispiel soll zeigen, dass den Schaustellungen auch in ihrer Hochphase nicht alles übergeordnet wurde und es Leute gab, die versuchten sich für die Situation der Ausgestellten einzusetzen.

3. Die Völkerschau als ein authentisches Erlebnis

Die Völkerschauen wurden von Veranstaltern und Organisatoren stets als ein „authentisches Erlebnis“ für den Zuschauer angepriesen. Doch auf was genau bezieht sich dieses Versprechen? Wenn in Zeitungsartikeln von Authentizität geschrieben wird, geschieht dies meist im Zusammenhang mit der ausgestellten „Ethnie“. Kommen die gezeigten Menschen wirklich aus dem Land, aus dem sie kommen sollten, so ist die Veranstaltung authentisch, suggerieren viele Zeitungsartikel. Doch eine Völkerschau war in ihrem Aufbau und ihrer Wirkungsweise viel komplexer. Die „Ausgestellten“ selber trugen dabei nur einen Teil zur „Authentizität“ einer Schau bei, wenn auch einen wichtigen. Andere Faktoren wie die

¹¹² Aus dem Tagblatt vom 19. August 1905.

¹¹³ Wolter, 2005, S.101.

¹¹⁴ Brandle, 2013, S.27 f.

dargestellte Familienstruktur, der Aufbau und die Organisation der Schau, die Wahl des Veranstaltungsortes, die dargestellten Sitten und Gebräuche spielten eine nicht minder wichtige Rolle. Wird das Authentizitätsversprechen nicht spezifisch im Zusammenhang mit den gezeigten Menschen erwähnt, so kann man davon ausgehen, dass sie sich auf die Schau als Ganzes bezieht. Genau dort setzt diese Analyse an. Ziel soll es nicht sein, die Völkerschauen auf ethnologische Genauigkeit zu untersuchen, sondern aus den Zeitungsberichten und der Sekundärliteratur zu erfahren, wie mit dem Thema „Echtheit“ umgegangen und geworben wurde und auf was sich diese beziehen sollte. Unechte Schauen gab es durchaus. So wurden im Zusammenhang mit dem Ende der Völkerschauen Beispiele für Völkerschauen erwähnt, bei welchen die Authentizität stark ins Wanken geriet. Die Echtheit sollte ausserdem ein Unterscheidungsmerkmal zwischen den früheren Jahrmarktsausstellungen und den späteren „anthropologischen“ Schauen darstellen.

Eine der frühesten Schauen, die Lappländer-Ausstellung von 1875, ist in der Hinsicht interessant, als dass man sich bei ihr von allen von mir untersuchten Schauen, am meisten um Glaubhaftigkeit und Authentizität bemühte. Eine mögliche Erklärung wäre, dass die Veranstaltung als eine der ersten ihrer Art in St. Gallen noch nicht vom Renommee vergangener Völkerschauen profitieren konnte. Doch schauen wir uns die Ausstellung genauer an.

Bei der Völkerschau „Lappländer“ oder auch „Polar-Menschen“ handelte es sich mit nur vier Teilnehmern um eine verhältnismässig kleine Veranstaltung, welche als eine Art Nebenattraktion im Rahmen der Herbstmesse stattfand.

Etwas Neues! Zum ersten Mal in St. Gallen. Etwas Neues!
Die ersten und einzigen

Lappländer

mit 4 prachtvollen Renntieren, Eishunden (Bärenfänger), Rennthierhunden, Hütten, Fahrzeugen und vielen Original-Gerätschaften, produzieren sich hier auf einem



Polarmenschen

eigenen Nordpol-Theater während der Messe täglich von 9 Uhr Vormittags bis 9 Uhr Abends in ihren Ländersitten und Gebräuchen.

Es sind dies dieselben Lappländer, welche sich während der Wiener Weltausstellung und während des V. Deutschen Bundesschiessens in Stuttgart dortselbst produzierten und wurde denselben auch die hohe Ehre zu Theil, sich Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich, in Dresden und Stuttgart königlichen Familien von Sachsen und Württemberg vorstellen zu dürfen.

Die Dokumente, welche die Echtheit der Lappländer darthun, als: Zeugnisse des Herrn Prof. Budenz in Pesth, Herrn Dr. Birchow in Berlin, Herrn Prof. Lucae in Frankfurt, sowie die von schwedischer Gesandtschaft in Wien beglaubigten Geburtszeugnisse liegen zu jedermanns geneigter Einsicht offen.

Da sich vielleicht nie wieder die Gelegenheit darbieten dürfte, wirkliche Lappländer zu sehen, und dieselben nur bis Montag den 25. d. h. sich hier aufhalten können, so ladet zu zahlreichem Besuche ergebenst ein

Böhle & C. Willardt, Direktion.

Aus der Lokalchronik, städtisches aus dem Tagblatt vom 19.10.1875

Etwas Neues! Zum ersten Mal in St. Gallen. Etwas Neues!

Die ersten und einzigen Lappländer Polarmenschen mit 4 prachtvollen Renntieren, Eishunden (Bärenfänger) Rennthierhunden, Hütten, Fahrzeugen und vielen Original – Gerätschaften produzieren sich hier auf einem eigenen Nordpol-Theater während der Messe täglich von 9 Uhr Vormittags bis 9 Uhr Abends in ihren Ländersitten und Gebräuchen. Es sind die, welche sich während der Wiener Weltausstellung und während des V. Deutschen Bundesschiessens in Stuttgart dortselbst produzierten und wurde denselben auch die hohe Ehre zu Theil, sich Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich, in Dresden und Stuttgart königlichen Familien von Sachsen und Württemberg vorstellen zu dürfen.

Die Dokumente, welche die Echtheit der Lappländer darthun, als: Zeugnisse des Herrn Prof. Budenz in Pesth, Herrn Dr. Birchow in Berlin, Herrn Prof. Lucae in Frankfurt, sowie die von schwedischer Gesandtschaft in Wien beglaubigten Geburtszeugnisse liegen zu jedermanns geneigter Einsicht offen. Da sich vielleicht nie wieder die Gelegenheit darbieten dürfte, wirkliche Lappländer zu sehen und dieselben nur bis Montag den 25. sich hier aufhalten können, so ladet zu zahlreichen Besuche ergebenst ein,

Böhle und F. Willardt, Direktion.¹¹⁵

Bei diesem Text handelt es sich um ein Werbeinserat. Besonders an diesem Inserat ist, dass das Bild von einem relativ langen Text begleitet wird. Zentrales Thema des vorliegenden Texts ist unter anderem die „Echtheit“. Das Wort „produzieren“, könnte man in der heutigen Sprachauffassung leicht mit dem Wort „Produkt“ in Verbindung bringen und darin einen Hinweis auf einen gewissen Grad an Künstlichkeit vermuten. Doch das Verb „produzieren“ wird in vielen Texten aus dieser Zeit im Zusammenhang mit den Völkerschauen gebraucht. Die Bedeutung ist aus dem Kontext geschlossen weniger die des „Erzeugens“, sondern mehr eine neutrale, die

¹¹⁵ Aus dem Tagblatt vom 19. Oktober 1875.

des „Darstellens“. Ein weiterer auffallender Begriff ist der des „Theaters“. Da der „Echtheit“ der Gruppe im darauffolgenden Textabschnitt viel Platz eingeräumt wird, kann davon ausgegangen werden, dass der Begriff des „Theaters“ die Authentizität der Vorführung nicht beeinflussen sollte. Dies ist ein interessanter Aspekt, da in einem Theater zwar etwas aufgeführt werden kann, was echt ist, das aber so gut wie immer von Schauspielern gespielt wird, die in ihrer Rolle eben nicht echt sind. Hier wird der Rahmen für eine Aufführung geschaffen, welche als authentisches Theater in Bezug auf das Gezeigte, wie auch die Darstellenden inszeniert wird. Wäre das Gezeigte nicht auch authentisch, würde der „Echtheit“ der Darstellenden keine solche Bedeutung zufallen.

Die sehr künstlich anmutende Begriffs Kombination „Nordpol-Theater“ könnte aber auch aus werbetechnischen Gründen gewählt worden sein. Mit dem Begriff „Nordpol“, mit dem die Lappländer aus geographischer Sicht wenig zu tun haben, da sie aus Schweden kommen, wird ein Extrem gewählt. Mit dem Nordpol bringen Menschen Kälte, Schnee, Eis, Bären etc. in Verbindung. Jeder Mensch hat seine persönliche, vermutlich sehr stereotype Vorstellung vom Nordpol. Hätte man mit dem nördlichen Schweden Werbung gemacht, so hätte man vermutlich nicht so schnell einen so prägnanten Ausdruck gefunden, der so viele Assoziationen in der Vorstellung weckt. Durch diese Täuschung findet eine vereinfachte Assoziierung mit dem Thema der Schau seitens der Leser statt. Dies ermöglichte es ihnen, ihr Wissen über den Nordpol auf die Lappländer zu übertragen. Gleichzeitig wird mit dem Begriff des „Theaters“ der Unterhaltungsaspekt der Vorführung zur Geltung gebracht. Es ist anzunehmen, dass der durchschnittliche Besucher der Herbstmesse nicht auf eine reine Bildungsveranstaltung aus war, sondern, dass die kleine Völkerschau einen zusätzlichen Anreiz im Sinne des Unterhaltungsangebots schaffen sollte.

Durch die Erwähnung von vergangenen Veranstaltungsorten, wie in diesem Fall der Wiener Weltausstellung und des Deutschen Bundesschiessens in Stuttgart, sollte der Schau vermutlich ein gewisses internationales Flair gegeben werden. Wenn die Ausstellung schon an solch grossen Veranstaltungen gastierte, musste sie wohl einen gewissen qualitativen Standard erfüllen. Ob die Schau die Erwartungen des Publikums in der Vergangenheit erfüllte oder nicht, ist in einem Werbeinserat ohnehin nicht von Belang. Die Werbetreibenden nutzen aber noch eine weitere typische Strategie, um der Schau von Anfang an ein hohes Grad an Authentizität zu verleihen. Dass die Gruppe adelige Familien besuchte, sollte wiederum ein Beleg für „Echtheit“

sein. Die Funktion ist wiederum dieselbe. Die Leser sollten annehmen, dass ein Organisator es sich schlichtweg nicht leisten konnte, Adeligen von solchem Rang eine „unechte“ Gruppe zu zeigen. Es wird also gleichzeitig suggeriert, Adelige hätten eher die Möglichkeit, eine Gruppe auf ihre Authentizität zu überprüfen und so einen allfälligen Schwindel zu entlarven. Bestimmt hätten Adelige eher die finanziellen Mittel gehabt, um eine Gruppe genauer untersuchen zu lassen, als ein normaler Bürger. Doch welches Interesse hätten sie daran haben sollen? Ohnehin hätte die Erwähnung von Adeligen als Referenz für die „Echtheit“ nur dann wirklich Sinn gemacht, wenn sie aufgewiesene Experten für Ethnologie, Anthropologie etc. gewesen wären und auch dann, wäre ihr Urteil aus heutiger Sicht noch lange nicht stichhaltig gewesen. Doch der Verfasser des Textes belässt es nicht dabei. Um auch noch die letzten Zweifel aus der Welt zu schaffen, führt er verschiedene Experten auf, welche sich für die „Echtheit“ der Schau verbürgen. Dabei handelt es sich mit grosser Wahrscheinlichkeit um renommierte Wissenschaftler auf ihrem Gebiet. Die Bestätigung der „Echtheit“ findet also ihrerseits statt. Doch wissen wir aus dem vorhergehenden Kapiteln, dass in der Anfangsphase der Völkerschauen Forscher das wissenschaftliche Potenzial der Schauen weit überschätzten und das Interesse an eben diesen bei den späteren Schauen immer weiter nachliess. 1875 fällt zeitlich in die Anfänge der Hochphase der Völkerschauen. Darum ist anzunehmen, dass die Wissenschaftler gerne bereit waren, die Gruppe auf ihre „Echtheit“ zu untersuchen und ein solches „Zeugnis“ auszustellen. Sie persönlich profitierten nicht nur von der Möglichkeit, die Menschen und die mitgebrachten Gegenstände zu untersuchen und so zu neuen Erkenntnissen zu gelangen, sondern auch von der Erwähnung in den Zeitungen, welche sicherlich ein wissenschaftliches Renommee mit sich brachten. Es profitierten also beide Seiten von solchen Referenzen.

„Lappländer zur Herbstmesse“

Aus Mannheim wird uns von befreundeter Seite mitgeteilt, dass eine im Augenblick dort befindliche Schauausstellung der eigentümlichsten Art, welche geeignet ist, das höchste Interesse in Anspruch zu nehmen, demnächst nach St. Gallen übersiedeln und daselbst einige Zeit verweilen wird. Es sind dies die ersten Lappländer Polarmenschen, welche in unserer gemässigten Zone, umgeben von ihren heimatlichen Haustieren (Renttieren, Eishunden und Rennthierhunden) und Geräten, sowie bekleidet mit den gewohnten, aus Rennthierhäuten gefertigten Gewändern, gezeigt werden und uns ein treues Bild jenes nordischen Völkchens veranschaulichen. Das Interesse, welches die Mannheimer Bevölkerung für diese in ihrer Art einzige Schauausstellung an den Tag legte, war in der That ein grossartiges und dürfte, bei der Intelligenz der St. Galler Bevölkerung, in St. Gallen kaum geringer

sein.¹¹⁶

Auch in diesem Text vom „Tagblatt“ des 15. Oktobers 1875 lassen sich typische Funktionsweisen der Völkerschauen eruieren. Zum einen ist der Anspruch auf Authentizität auch hier wieder deutlich herauszulesen. Bemerkenswert ist, dass der Verfasser des Textes bei der Beschreibung der Ausgestellten explizit auf vorhandenes Wissen potenzieller Besucher anspielt. Es ist die Rede von „gewohnten, aus Rennthierhäuten gefertigten Gewändern“. Auch hier bedient man sich wieder der klischeehaften Bilder, welche die Besucher von der Polarregion haben. Mit Bestätigung der Erwartungshaltung wird um Besucher geworben. Es scheint so, als hätten die Veranstalter genau gewusst, was die Leute sehen wollten, wenn mit „Polar-Menschen“ geworben wurde und was nicht. Zumindest lässt sich daraus schliessen, dass die Leute bestimmt nicht enttäuscht gewesen wären, wenn sie die von Werbeplakaten, Zeitschriften oder Fotografien gewohnten stereotypen Darstellungen solcher Menschen zu sehen bekommen hätten, auch wenn darunter die Authentizität gelitten hätte. Umso deutlicher wird die Diskrepanz, wenn man bedenkt, dass im Rahmen der gleichen Schau mit „etwas Neuem“ und mit der „einmaligen Gelegenheit“ zu solch einer Schau geworben wird. Es scheint also, dass stereotype Vorstellungen mit neuen Aspekten kombiniert wurden. Schon im Kopf gefestigte Bilder sollten also mit Aussichten auf noch unbekannte „exotische“ Erlebnisse kombiniert werden und so Interesse wecken.

Das Werben mit Authentizität hat bei der Lappländer-Schau 1875 auch seine Gründe. Es gab Stimmen die öffentlich die wissenschaftliche Korrektheit der Darstellung anzweifeln. So kritisierte zum Beispiel Heinrich Leutemann in einem Artikel der Gartenlaube, auch im Jahr 1875, in der die Gruppe auf Tour war, massiv.

Seit mehreren Jahren werden in Deutschland und Österreich einige Lappländer mit einem oder zwei Renntieren gezeigt, die – jedenfalls um mehr Aufsehen zu erregen – ganz wie Eskimos gekleidet sind und mit Waffen einherschreiten, welche von den Lappländern keineswegs getragen werden. Sie geberden sich obendrein mit so affectirter Wildheit, dass der Unkundige durch alles das einen ganz falschen Begriff von diesem Volke bekommen muss. Weil nun wissenschaftliche Vereine, sowie einzelne Gelehrte nicht bezweifeln konnten, hier wirkliche Lappländer vor sich zu haben, obgleich sie dabei die äusserliche Fälschung, wie dies in Leipzig geschah, ausdrücklich aussprachen, so wird mit dieser scheinbaren Anerkennung Reclame gemacht und das Publicum nur um so mehr irre geführt.¹¹⁷

Diese Kritik ist in mehrerlei Hinsicht interessant. Zeitlich gesehen ist sie eine sehr

¹¹⁶ Aus dem Tagblatt vom 15. Oktober 1875.

¹¹⁷ Zit. Nach Wolter, 2005, S. 103.

frühe Kritik bezogen auf den Umgang der Wissenschaft mit einer solchen Schau. Der Verfasser des Textes kritisiert ja nicht nur das falsche Urteil der Wissenschaftler, sondern unterstellt diesen ausdrücklich wider besseren Wissens, Werbung zu machen.

Laut dem Text erkannten die Wissenschaftler die Unstimmigkeiten, gaben der Veranstaltung aber trotzdem ihren Segen. Es ist anzunehmen, dass die Wissenschaftler die Schau schlicht für echt genug hielten. Die Menschen hatten ja, wie in St. Gallen, amtliche Dokumente, die ihre Herkunft bestätigten. Um ein grösseres Publikum anzusprechen, durfte mit der Kleidung und den Waffen, wie es den Anschein macht, durchaus etwas übertrieben werden. Das würde wiederum die These belegen, dass die Zuschauer durchaus in ihren Erwartungshaltungen bestätigt werden wollten. Wissenschaftliche Genauigkeit war zweitrangig. Auf dem ersten Platz standen das „exotische“ Erlebnis und die Unterhaltung.

Nach Wolter waren Völkerschauen kapitalistische Unternehmen, mit dem Ziel, durch ihr Angebot ein möglichst grosses zahlendes Publikum anzuziehen. Sie führt weiter aus, dass man die Völkerschauen nicht einseitig betrachten dürfe. Sie waren weder reine Propagandaveranstaltungen noch ausschliesslich auf die „inter-ethnische Völkerverständigung“ ausgelegt. Dem kapitalistischen Ziel wurde so gut wie alles untergeordnet wie wir heute wissen. Ergibt sich aus heutiger Sicht der Eindruck, die Schauen könnten in ihrer Darstellung und Wirkungsweise mehr in die eine oder andere Richtung ausgeschlagen haben, so war das so gut wie immer von Veranstaltern und Organisatoren beabsichtigt.¹¹⁸ Wie es Wolter prägnant ausdrückt: „Der Schein sollte gewahrt werden, ohne auf Vergnügungen zu verzichten.“¹¹⁹

Dass man die Lappländer versuchte als Eskimos darzustellen, wird auch aus den folgenden Bildern aus Werbeinseraten zur Schau ersichtlich. Hier werden eindeutig Assoziationen zu diesen Menschen provoziert. Vor allem im zweiten Bild, wo ein Mann in Pelzbekleidung mit Kapuze, mit einem Speer bewaffnet auf einem Eisfeld gegen einen Eisbären kämpft, ist die Übertreibung die der Szene innewohnt nicht mehr zu übersehen. Solch eine Szene hätte von einem Organisator einer Völkerschau durchaus als alltäglich bezeichnet werden können, hätte sie nur für genug Aufsehen und Unterhaltung während einer Schau gesorgt.

¹¹⁸ Wolter, 2005, S. 83.

¹¹⁹ Ebd., S. 106.



Aus der Ostschweiz vom 4. Oktober 1875



Aus der St. Galler Zeitung vom 20. Oktober 1875

Der Kampf mit einem Eisbären war natürlich nicht umsetzbar. Aber es gibt Programmpunkte, die dieser fiktiven Szene in Nichts nachstehen. Zugunsten der Show wurden nicht nur bei Kleidung, Accessoires und Waffen Anpassungen gemacht, sondern auch beim Programm selber. Viele Schauen wirken aus heutiger Sicht komplett überladen. Ein Programmpunkt folgt auf den anderen und eine Vorführung ist übertriebener als die andere. Dies erscheint aus der heutigen Sicht kurios. Die Veranstalter warben ja gerade mit authentischen Vorführungen, welche die kulturellen Eigenheiten eines Volkes lehrreich zum Ausdruck bringen konnten. Betrachtet man jedoch die Dichte des Programms so kommt man leicht in Versuchung, einer solchen Schau die Wissenschaftlichkeit und damit die authentische Darstellung der Lebensweise der gezeigten Menschen von vornherein abzusprechen. Ein Beispiel dafür ist die Schuli-Truppe aus dem Jahr 1892.

Auftreten der

Schuli-Truppe

30 Personen, 15 Weiber, 12 Männer, 3 Kinder aus dem Innern
Afrikas, dem Forschungsgebiete Emin Paschas und Stanleys.

Darstellung der Sitten und Gebräuche der Schuli-Neger.

| | |
|--|---|
| <ol style="list-style-type: none"> 1. Aufmarsch der ganzen Truppe in ihrem originellen Schmucke. 2. Hochzeitsfeierlichkeiten der Schuli. 3. Eine Gerichtsszene bei den Schuli. 4. Tanz der Schulifrauen. | <ol style="list-style-type: none"> 5. Aufführung des Mandjur-Tanzes zur Verhütung von Krankheiten etc. 6. Opfertanz der Schuli nach glücklich verlaufenem Jagdzuge. 7. Kriegstanz. |
|--|---|

Vorstellungen von morgens 11 Uhr an.

Eintrittspreise:

I. Platz 1 Fr., II. Platz 50 Cts. Kinder die Hälfte.
Schulen in Begleitung der Herren Lehrer 20 Cts.

Aus dem Stadtanzeiger vom 27. Oktober 1892

In dem Werbeinserat wird das Programm der Schau punkteartig aufgeführt. Darüber wie lange eine solche Vorstellung jeweils dauerte, kann nur spekuliert werden. Öffnungszeiten von zwölf Stunden am Tag waren bei solchen Schauen aber keine Seltenheit. Der Besuch der Gruppe war so wie es den Anschein macht, an das Aufführungsprogramm gebunden. Diese Vermutung wird durch die Tatsache gestützt, dass die Schau in der „Concerthalle St. Leonhard“ stattfand, in der eine Tribüne für das zahlende Publikum aufgestellt wurde. Es handelte sich hier folglich nicht um ein, wie in dieser Arbeit schon beschriebenes „Eingeborenendorf“, in dem die Besucher sich frei bewegen konnten, sondern um eine Vorstellung auf einer Bühne. Für den Fall, dass Besucher gerade zwischen dem Ende und dem Beginn einer Aufführung kamen, konnten sich jene mit Beobachtung der fremden Menschen, von denen sich oft ein paar genau zu diesem Zweck auf der Bühne aufhielten, die Zeit vertreiben. Begann dann die eigentliche Vorführung kann man sich vermutlich ungefähr vorstellen, was einen erwartete, wenn man schon einmal eine auf Touristen zugeschnittene traditionelle Tanzveranstaltung oder ähnliches besucht hat. „Traditionelle“ Tänze wechselten sich ab mit Hochzeitsfeierlichkeiten, Gerichts- und Kampfszenen. Das Programm versprach den Zuschauern eine ganze Kultur in vielleicht ein bis zwei Stunden näher zu bringen. Die Verknüpfung zur Wissenschaft

wird bei diesem Inserat geschickt mit dem Verweis auf das Forschungsgebiet der zwei berühmten Forscher Pascha und Stanley hergestellt.

*Die Schuli-Neger aus dem Forschungsgebiete Livingstone und Stanley, welche sich gegenwärtig im Hotel „St. Leonhard“ mit einem etwas dürftigen Programm vor einem zahlreich andringenden Publikum produzieren, bestätigen durchaus die Aussagen jener Forscher, dass wir es hier mit höchst entwicklungsfähigen Volksstämmen zu thun haben.*¹²⁰

In einem Bericht aus der „Ostschweiz“ wird neben dem Bezug zu dem Forschungsgebiet von Livingstone und Stanley das Programm als „dürftig“ bezeichnet. Das lässt die Erwartungshaltung des Publikums an eine solche Schau erahnen, wirkt das Programm doch in Anbetracht der Vielfältigkeit keineswegs als „dürftig“, sondern als eher genau das Gegenteil. Vielleicht war der Verfasser des Artikels auch nicht von der Qualität der Aufführungen überzeugt. Dann hätte er aber, um objektiv urteilen zu können, eine gewisse Kenntnis der aufgeführten „Sitten und Gebräuche“ haben müssen, was vermutlich nicht der Fall war. Vielmehr kann man daraus schliessen, dass auch noch so authentische Aufführungen ohne dramatische Inszenierungen vom Publikum als langweilig angesehen wurden, was den Unterhaltungscharakter der Schauen wiederum verstärkt.¹²¹ Mit welchen Absichten Besucher generell an eine Völkerschau gingen, kann heute nur schwer in Erfahrung gebracht werden. Sicherlich wurden die Absichten und die damit verbundenen Erwartungshaltungen der Besucher auch vom weiteren Rahmen der Schau beeinflusst. Fand eine Völkerschau im Rahmen der Herbstmesse statt, wie die Lappländerschau oder besuchte man die Schuli in der „Concerthalle“ eines Gasthauses, das vor allem für seine Tanzveranstaltungen berühmt war, war die Erwartung an den Unterhaltungsaspekt der Schau vielleicht eine andere als wenn man die Buschmann- und Hottentottentruppe im Museum an der Marktgasse besuchte.¹²² Die Wahl des Veranstaltungsortes konnte nicht nur Einfluss auf die Erwartungshaltung des Publikums haben, sondern auch auf die emotionale Aufladung, die Zusammensetzung des Publikums und auch auf die Bewertung des Gezeigten.¹²³

Eine möglichst hohe Authentizität versprachen sich Organisatoren von den

¹²⁰ Aus der Ostschweiz vom 4. November 1892.

¹²¹ Wolter, 2005, S. 104 f.

¹²² zu den Absichten der Besucher siehe Wolter, 2005, S. 135 ff.

¹²³ Wolter, 2005, S. 103.

Völkerschauen mit „Dorfcharakter“. Die Kombination aus ruhigem Alltagsleben mit den Kulissen, Kostümen und Showelementen der organisierten Aufführungen waren massgeblich für den Erfolg der Schauen verantwortlich. Ersteres vermittelte dem Besucher Authentizität. Durch ein perfekt arrangiertes Dorf, so schien es, war es dem Ausgestellten nicht mehr möglich, zwischen Heimat und der Veranstaltungskulisse zu unterscheiden. Diese Unfähigkeit der „Darsteller“ passte zum Bild der „einfachen“ Naturvölker und wertete sie gleichzeitig ab.¹²⁴

Dafür, dass eine Schau mit „Dorfcharakter“ nicht unbedingt für mehr Authentizität in Bezug auf einen durchschnittlichen Tagesablauf der Ausgestellten stand, ist die Schau „Indien“ aus dem Jahr 1905 ein Beispiel. Damit man eine annähernde Vorstellung des Geschehens bekommt, dient folgender Ausschnitt aus einem Zeitungsbericht, in dem der Besuch der Schau sehr detailliert geschildert wird.

Auf dem grössten der Elefanten, einem Prachtskerl, reitet in einem „Howdas“ ein mit einem gold- und silberbeschichteten Ueberwurf gekleideter Radjah, begleitet von buntgeschmückten Untertanen und gefolgt von seinem Sohne setzt er sich auf den inmitte des Platzes hergerichteten Thronsessel über dem sich ein Baldachin wölbt. Ein Wink mit der Hand und nun erscheinen die Guharatis, indische Akrobaten, deren Fertigkeit verblüffend ist und die eine katzenartige Gewandtheit zeigen. Dann treten die Elefanten auf, die ruhig und bedachtsam Holzklötze, zwei und drei zusammengebunden um die Bühne herumtragen. Viel Kurzweil bringt das Zebu-Wettfahren und das Eselrennen der bronzefarbenen Jungen. Grossartiges leisten die Zauberer, die Schwertschlucker etc. Mit einer staunenerregenden Fertigkeit wird da alles vollführt; selbst Professor Beckerelli ist Grossartigeres nicht zu leisten imstande. So wird unter anderen „Hexereien“ ein Mädchen in ein grobmaschiges Netz aus fingerdicken Stricken gesteckt, nachdem ihm zuvor die Hände festgebunden wurden. Das ganze Bündel wird in einen kleinen bienenkorbähnlichen Korb getan und mit einem Tuche zugedeckt. Einer Art Flöte entlockt der Zauberer einige sonderbare Töne; dann entfernt er das Tuch und beginnt mit einem spitzigen Degen das ganze zu durchstechen in allen Richtungen, er tritt in den Korb hinein, um zu zeigen, dass derselbe nunmehr leer sei. Dann hebt er den Korb auf und das Mädchen tritt los, frei und ledig, vom Netz befreit, aus dem Korbe. Nach einem zweiten Auftreten der Akrobaten kommen die zwei Lippenbären an die Reihe und führen auf Befehl ihrer Dompteurs ihre Künste aus. Es geht zum Ringkampf; die Tiere geben sich Mühe, ihre gewandten Partner zu Fall zu bringen, wobei sie sich einiger regelrechter nationaler Ringergriffe bedienen. Der Kampf soll nicht ungefährlich sein, denn die Lippenbären gehören zu den unzuverlässigsten Geschöpfen im Tierreich. In Indien bilden diese Bärenbezwinger eine eigene Kaste, die ungefähr in demselben Ansehen stehen, wie bei uns wandernde Schauspieler. Sonderbar, fast melancholisch mutet der Tanz der Bajaderen an, der einen feierlichen Charakter zeigt und vermuten lässt, dass er eng mit religiösen Gebräuchen zusammenhängt. Vier Mann machen dazu die Musik, die von einer beängstigenden Monotonie ist.¹²⁵

¹²⁴ Wolter, 2005, S. 118.

¹²⁵ Aus dem Tagblatt des 21. August 1905.

Die geschilderten Szenen lassen erahnen, um welches Spektakel es sich gehandelt haben muss. Sie gleichen mehr einer Zirkusaufführung wie dem, was man sich unter einer Darstellung von Sitten und Gebräuchen einer fremden Kultur vorstellt. Sicherlich gab es solche Aufführungen auch in Indien, doch sind sie weit davon entfernt alltäglich zu sein. Was dem Publikum im Rahmen dieser Schau dargeboten wurde, waren sicherlich auch in Indien zum Grossteil reine Inszenierungen zur Unterhaltung.

Bei der Singhalesen-Ausstellung 1888 auf dem Brühl gerieten dann selbst die Journalisten durcheinander in Anbetracht der vielen unterschiedlichen Bezeichnungen für die Veranstaltung. In Inseraten war einmal von „Hagenbeck's Ceylon-Expedition“ zu lesen, in den Zeitungsberichten wieder von einer „ethnographischen Wanderkarawane“ und ein paar Absätze weiter wird der „Besuch des Singhalesenzirkus“ empfohlen. Es macht den Anschein als wollten oder konnten sich weder Organisatoren noch Besucher festlegen, ob es sich um eine Bildungsveranstaltung oder doch eher mehr um reine Unterhaltung handelte. Das spielte auch keine grosse Rolle. Wichtig war nur, dass der Veranstalter beide Aspekte in genügendem Masse berücksichtigte, um den Besuch der Ausstellung einem möglichst grossem Publikum schmackhaft machen zu können.

4. Die Völkerschau als eine Bildungsveranstaltung mit wissenschaftlichem Wert

Bildend kann nur etwas sein, das authentisch und wissenschaftlich korrekt ist. Obwohl schon im letzten Kapitel ein Versuch der Abwägung zwischen Bildung und Unterhaltung stattfand, soll hier anhand von Beispielen nochmal vertieft dargestellt werden, wie mit den Völkerschauen als Bildungsveranstaltungen mit wissenschaftlichem Wert umgegangen wurde. Heute noch wird den Völkerschauen ein gewisser bildender Aspekt noch nicht von allen Autoren abgesprochen. So äussert sich beispielsweise Veronika Grahammer zum Bildungsaspekt der Vorführungen:

„Durch die Vorführung alltäglicher Verrichtungen, wie auch von Tänzen und

Kampfspielen, vermittelte man dem Besucher ein anschauliches Bild vom Leben der fremden Menschen. (...) Neben dem geschäftlichen Aspekt besaßen derartige Veranstaltungen auch einen gewissen ethnographischen Wert. Einerseits gelangten so zum Beispiel Belegstücke der jeweiligen Kultur an europäische Museen, andererseits konnten viele Menschen, ohne die Beschwerlichkeit des Reisens auf sich nehmen zu müssen, eine fremde Kultur kennenlernen.“¹²⁶

Ein gewisser Bildungsaspekt muss den meisten Schauen wohl zugesprochen werden, auch wenn in vielen Fällen in Bezug auf diesen zwecks Werbung übertrieben wurde. Besonders deutlich zeigten sich die Ansprüche auf wissenschaftliche Genauigkeit und Bildung bei Veranstaltungen, welche schon allein durch den Veranstaltungsort selbst vorgaben, wissenschaftlich zu sein.

Welche Rolle den zoologischen Gärten als Veranstaltungsort in Bezug auf Authentizität und Wissenschaftlichkeit zukam, wurde im Verlauf dieser Arbeit schon erörtert. Interessant ist, dass auch Museen als Veranstaltungsorte genutzt wurden. So zum Beispiel bei der „Buschmann- und Hottentotten-Truppe“ im Jahre 1887. Die Schau fand im „grossen Saal“ des Museums in der Marktgasse statt.



Aus dem Stadtanzeiger vom 1. Juli 1887

¹²⁶ Zit. Nach Wolter, 2005, S. 20.

„Die Buschmann- und Hottentottentruppe im Museum am Marktplatz.“

Auf ihrer Durchreise durch St. Gallen wird hier für kurze Tage die echte, aus Südafrika stammende Buschmann- und Hottentottengruppe zu sehen sein, welche bereits in mehreren Städten Deutschlands sich präsentiert hat und z.B. der Anthropologischen Gesellschaft in München vorgestellt worden ist. Bei dieser Gelegenheit machte Prof. Dr. Joh. Rante über die seltenen Gäste eine Reihe von Mitteilungen, denen wir Folgendes entnehmen:(...)¹²⁷

Das tatsächliche Interesse der Wissenschaftler an den Ausstellungen, nicht nur den klassischen Völkerschauen, wie sie in St. Gallen stattfanden, sondern auch den Ausstellungen im Rahmen der grossen Handels- und Kolonialausstellungen, nahm mit der Zeit ab. Der Zusammenhang zwischen der Darstellung der „fremden“ Menschen und ihrer Kultur und dem kommerziellen Interesse war irgendwann nicht mehr zu übersehen und das immer grösser werdende Interesse des Publikums war ein Indiz dafür, dass die Darstellungen vielleicht nicht so authentisch waren, wie es sich viele Anthropologen noch zu Beginn der Ausstellungen gewünscht hatten. Zeitlich setzt dieses Umdenken ca. 1890 ein.¹²⁸

In St. Gallen ist diese Entwicklung ebenfalls zu beobachten. Während wie im letzten Kapitel aufgezeigt, für die frühen Schauen, wie z.B. die Lappländer 1875, die Singhalesen-Ausstellung 1888 und die Somali-Karawane 1891 noch viel über die wissenschaftliche, vor allem die ethnologische Bedeutung der Schauen geschrieben und auch geworben wurde, lässt sich dieser Anspruch bei der Schau „Indien“ 1905 nicht mehr ausmachen. Es wird zwar immer noch behauptet, die Besucher könnten sich ein authentisches Bild vom Leben der ausgestellten Inder machen aber ohne die explizite Betonung des wissenschaftlichen Wertes, wie z.B. bei der ethnographischen Sammlung, welche man im Rahmen der Somali-Ausstellung anpries:

„Die aus 27 Köpfen bestehende ostafrikanische Karawane, welche Dromedare, Jagdpferde, Riesenstrausse, Fettschwanzschaffe ec. mit sich führt und mit welcher eine ethnographische Sammlung verbunden ist, wird gewiss auch hier viele Zuschauer und Zuschauerinnen an sich locken.“¹²⁹

Auch die Sammlung der Schuli-Truppe wurde hoch angepriesen. Besonders daran ist, dass die Herbstmesse als Setting die Vermutung nahelegt, die Unterhaltung wäre im Mittelpunkt gestanden.

¹²⁷ Aus dem Tagblatt vom 1. Juli 1887.

¹²⁸ Wolter, 2005, S. 38 f.

¹²⁹ Aus dem Stadtanzeiger vom 5. Juli 1891.

„Die stattliche Truppe, welche während ihres nun schon einjährigen Aufenthaltes in Europa in den grössten Städten Deutschlands sowie in Basel, Zürich und zuletzt in Bern das denkbar grösste Aufsehen erregt hat, bildet zweifellos eine der bedeutendsten ethnologischen Ausstellungen, welche bisher nach dem europäischen Kontinent gebracht wurden(...)“¹³⁰

Mit dem Anspruch Wissen zu vermitteln versuchten sich die Schauen auch für Schülerinnen und Schüler interessant zu machen. So zahlten Kinder meistens nur den halben Preis eines Erwachsenen. Zusätzlich gab es Spezialangebote für Schulen. Dass die Veranstalter manchmal auf den Bildungsanspruch setzten und dieser durchaus finanziell von Bedeutung war verdeutlicht folgender Textausschnitt, wiederum zur Somali-Ausstellung.

„Namentlich stand auch die Frequenz durch die Schulen nicht auf der Höhe anderer Städte, was zu bedauern ist. Eindrücke von der Art, wie sie diese afrikanische Gesellschaft vermittelt, graben sich tief ein in das Gedächtnis der Jugend und bilden ihr ein sicheres Besitztum, das der Aufnahme des einschlägigen Lehrstoffes der Schule ausserordentlich zu statten kommt.“¹³¹

Betrachtet man die Völkerschauen aus der heutigen Perspektive, würde man meinen, zu einer richtigen Bildungsveranstaltung gehöre auch ein gewisses Mass an Austausch, bei dem Besucher im direkten Gespräch mit Ausgestellten mehr über die Menschen selber und ihre Kultur sowie Sitten und Gebräuche erfahren konnten. Solch ein direkter Austausch fand laut Wolter vor allem wegen sprachlicher und anderer Barrieren so gut wie nie statt. Dazu kam der Aspekt, dass ein solcher Austausch meist nicht erwünscht war. Wenn ein Ausgestellter angefangen hätte, und manche hätten ohne Zweifel über ausreichende Englischkenntnisse verfügt, sich ausgiebig mit den Besucherinnen und Besuchern zu unterhalten, hätte die „exotische“ Fassade angefangen zu bröckeln. Auf keinen Fall wollte man durch zu „westliche“, zu wenig „wilde“ Exoten die Authentizität der Vorstellung riskieren.¹³² Ganz abgesehen davon, bestand bei der Annäherung die Gefahr von unerwünschten Romanzen. Umso interessanter ist es, dass in St. Gallen im Rahmen der Buschmann und Hottentottentruppe mit der Möglichkeit eines Austausches in der deutschen Sprache geworben wurde.

„Nachdem seit Besitzergreifung Kameruns durch Deutschland die deutsche Sprache Kommunikationssprache in Afrika geworden ist, spricht selbstverständlich auch jedes

¹³⁰ Aus dem Stadtanzeiger vom 25. Oktober 1892.

¹³¹ Aus dem Tagblatt vom 14. Juli 1891.

¹³² Wolter, 2005, S. 118.

*Mitglied der Truppe deutsch.*¹³³

Ob mit Wegfall der sprachlichen Barriere in diesem Beispiel wirklich ein Austausch stattgefunden hat, ist nicht belegt. Wie mit der räumlichen Distanz zwischen Zuschauer und Ausgestellten umgegangen wurde, war neben dem aus wissenschaftlicher Genauigkeit abgeleiteten Bildungsanspruch, ein weiterer Aspekt, der sich im Laufe der Zeit veränderte. War es auf Jahrmärkten noch üblich den „Darstellern“ sehr nah zu kommen, sie manchmal sogar zu berühren, so wurde zu Beginn der Hochphase wieder bewusst auf eine räumliche Trennung gesetzt. Im Extremfall sahen Besucherinnen und Besucher die Vorfürhungen durch einen Zaun und versuchten, irgendwo sonst im Areal einen besseren Blick auf das Geschehene zu erhaschen. Nach und nach, vor allem ab Beginn des 20. Jahrhunderts setzten die Veranstalter mit den sogenannten „Eingeborenendörfer“ wieder auf mehr Nähe.¹³⁴

Der Berichterstattung zu der Völkerschau „Indien“, welche von den Gebr. Hagenbeck organisiert wurde und 1905 in St. Gallen stattfand, bestätigt diese Entwicklung. Dort führte die verringerte Distanz aber nicht etwa zu einem regen kulturellen Austausch, sondern wurde von den Ausgestellten genutzt, um ihr Gehalt ein wenig aufzubessern. Gleich mehrere Zeitungsberichte schrieben in einem harschen, spöttischen Ton über das unerwünschte Verhalten der Inder. Im folgenden Zeitungsbericht wird das Thema des Bettelns zu Beginn und gegen Ende des Artikels angesprochen.

Das regnerische Wetter der letzten paar Tage gefällt den Indiern nicht recht; aus den lachenden vergnügten Gesichtern sind traurige, verdriessliche Mienen geworden, ganz besonders aber dann, wenn das Publikum sich für „Bakschisch“ weniger zuvorkommend zeigt.(...)

*Im Betteln haben die Indier eine ausserordentliche Gewandtheit. Das hat letzter Tage auch ein hiesiger Photograph erfahren, der von der Geschäftsleitung die Erlaubnis erhalten hatte, einige Aufnahmen zu machen. Selbst das kleine, 16 Monate alte Baby vergass nicht, ohne Aufforderung seitens seiner Eltern, sofort nach Vollendung der Prozedur die Hand hinzustrecken, um ebenfalls zu einem „Bakschisch“ zu kommen. Immerhin war das kleine so bescheiden, sich mit einem einzigen Trinkgeld zu begnügen, während seine Eltern und Geschwister den Künstler immer wieder anbettelten. Einer der photographierten Erwachsenen verlangte sogar ohne weiteres eine Photographie und 2 Franken Bakschisch.*¹³⁵

Im Oktober 1892 hatte der Kontakt zwischen den ausgestellten Schuli und

¹³³ Aus dem Stadtanzeiger vom 1. Juli 1887.

¹³⁴ Wolter, 2005, S. 98.

¹³⁵ Aus dem Tagblatt vom 26. August 1905.

Besuchern einen unerwünschten „kulturellen“ Austausch zur Folge, wie dem Bericht des „Tagblatt“ zu entnehmen ist.

Das Benehmen dieser Neger macht dabei durchaus den Eindruck harmloser Fröhlichkeit. Wenn es gestern Abend zu ärgerlichen und tumultuösen Auftritten kam, so lag der Grund dafür in einem Vorgehen, vor welchem auch an dieser Stelle dringend gewarnt werden soll. Das Publikum muss auf das bestimmteste ersucht werden, die Schuli absolut nicht mit Getränken zu regalieren. Wie wir vernehmen, ist zwar Vorsorge getroffen worden, dies unter allen Umständen, auch wenn der Leiter der Truppe momentan nicht im Saale weilen sollte, zu verhindern; man wird aber gewiss so vernünftig sein, von jener verhängnisvollen Freigebigkeit in Anbetracht sehr schneller und arger Wirkung des Alkohols auf die darauf nicht trainierten „Wilden“ von selbst völlig Umgang zu nehmen. Die Schuli führen sich durchaus manierlich und sympathisch auf, wenn auch vom Publikum keine Verstösse gemacht werden.¹³⁶

Leider wurde in den von mir untersuchten Zeitungen nicht weiter über den Vorfall berichtet. So wie über das Ereignis geschrieben wurde, kann man nur Vermutungen über die genauen Geschehnisse anstellen. Ziel des Textes war es vermutlich auch nicht detailliert über den doch sehr aussergewöhnlichen Vorfall zu berichten, sondern im Sinne des Organisators und des Veranstalters die Leser darüber zu informieren, dass die Situation wieder unter Kontrolle gebracht wurde und ein Besuch der Ausstellung nicht mit Sicherheitsrisiken verbunden wäre.

Wenn es um Probleme der Ausgestellten im Umgang mit Alkohol geht, so waren die Schuli keine Ausnahme. John Hagenbeck berichtet in seinem Buch „Mit Indiens Fahrendem Volk“ von Alkoholproblemen der Ausgestellten und wie er die Verweigerung des regelmässigen Alkoholausschanks an seine „Angestellten“ als Disziplinar-massnahme zu wissen nutzte.¹³⁷

5. Die Völkerschau als Spiegelbild der eigenen Gesellschaft

Die Frage, wie generell über Völkerschauen berichtet wurde, lässt sich nicht beantworten. Verschiedene Aspekte wie die Zeit in der berichtet wurde, die ausgestellte Ethnie und nicht zuletzt die politische Einstellung der Zeitung, sowie die Werte des Journalisten spielten in die Berichterstattung zu den Völkerschauen hinein.

Um das Geschehen besser interpretieren zu können, zogen die Journalisten und

¹³⁶ Aus dem Tagblatt vom 29. Oktober 1892.

¹³⁷ Hagenbeck J. G., 1932, S. 45 f.

vermutlich auch die restlichen Besucher Vergleiche zwischen dem, was ihnen als Kultur der ausgestellten Menschen präsentiert wurde und ihrer eigenen. Das geschah nicht nur in herabwertender Weise, die im Kapitel „Die Inszenierung als zurückgebliebene Zivilisationsstufe“ noch behandelt werden wird. In diesem Kapitel werden Textausschnitte aufgezeigt, in denen bewusst Vergleiche zwischen den Kulturen gezogen werden, ohne die fremde Kultur direkt abzuwerten. Die Völkerschauen wirkten somit als Spiegelbild der eigenen Gesellschaft.

Von Anfang an wurde bei der Zusammenstellung einer Völkerschau darauf geachtet, dass die Gruppe auch Frauen und Kinder beinhaltet. So konnte das Familienleben als wichtiger Teil des Alltagslebens der Ausgestellten dargestellt werden. Ob die Familienbeziehungen tatsächlich so waren, wie sie von der Presse beschrieben wurden, ist fraglich. Für die Glaubwürdigkeit der Schau wurde nach Wolter die Familie „instrumentalisiert“.¹³⁸ Das Publikum ging auf die Instrumentalisierung ein. Das erkennt man unter anderem daran, wie sehr die Familienbeziehungen in manchen Texten thematisiert werden. Vor allem die ausgestellten Kinder waren von höchstem Interesse für die Zuschauer und auch für die Journalisten. Die Familie diente mit ihrer Instrumentalisierung dazu, Parallelen zwischen den Kulturen vorzugeben und es so den Besuchern leicht zu ermöglichen, sich in die sozialen Strukturen oder die Ausgestellten selber hineinzusetzen. So thematisierte der „Stadtanzeiger“ die Mutter-Kind-Beziehung bei der Hottentotten-Ausstellung 1887:

*(...)und was die Zuschauer am meisten interessierte und auch freute, war, zu sehen, dass diese Menschen in der Liebe zu ihren Kindern hinter uns nicht zurückstehen, selbst unter den Kulturvölkern mancher rohen Mutter und manchem Haustyrannen sogar zum Vorbild dienen könnten.*¹³⁹

Vielleicht waren die dargestellten Familienverhältnisse durchaus richtig. Dies war aber keineswegs immer der Fall. Ein krasses Beispiel dafür, wie wenig die Organisatoren tatsächlich über die Ausgestellten wussten, ist die Ausstellung der „Wilden der Feuerlandinsel“ in Zürich im Jahre 1882, die von Carl Hagenbeck organisiert wurde. Die Feuerländer wurden auf den Feuerlandinseln von einem chilenischen Seehundjäger „aufgefunden“ und dann an einen deutschen Kapitän übergeben, welcher sie an Carl Hagenbeck verkaufte. Da sich kein Dolmetscher für

¹³⁸ Wolter, 2005, S. 95.

¹³⁹ Aus dem Stadtanzeiger vom 10. Juli 1887.

die Halakwulup-Sprache finden liess, konnte man nicht einmal die Namen der Menschen in Erfahrung bringen, die man schon seit einem halben Jahr in europäischen Städten ausgestellt hatte. Man erfand einfach Namen für die Menschen, um über sie sprechen und berichten zu können. So nannte man eine Frau kurzum „Grethe“ und ihre Tochter „Dickkopf“. Am Ende der Ausstellung in Zürich waren fünf der Ausgestellten gestorben. Die restlichen wurden zurück in ihre Heimat gebracht.¹⁴⁰ Die Ausstellung in Zürich mag ein Extremfall gewesen sein, trotzdem lässt sie erahnen, dass es mit familiären Strukturen und sozialen Beziehungen nicht immer so genau genommen wurde. Ob diese Ungenauigkeiten aus Absicht oder reinem Unwissen resultierten, lässt sich heute nicht mehr feststellen.

Neben der Familie wurden auch andere gesellschaftliche Aspekte für einen Vergleich zwischen den Kulturen herangezogen, so beispielsweise, als über die Schulausstellung 1892 berichtet wurde.

In einigem sind sie freilich von uns zu beneiden. So haben sie z.B. ein Justizverfahren, das an Allgemeinverständlichkeit, Billigkeit und Promptheit nichts zu wünschen übrig lässt. Über die Volkswahl der Richter brauchen sie so wenig zu streiten, als über die Freigebung der Advokatur und über die Höhe der Sporteln und Gebühren. Glückliche Menschen!

*Unsere Liberalen werden sie darum beneiden, dass sie offenbar keine Ahnung haben vom Proporz, während die Konservativen sich sagen werden, wie gut die Schuli es doch haben, dass sie keine Unterschriftensammlungen zu inszenieren brauchen, wenn sie eine Initiativbewegung organisieren wollen.*¹⁴¹

Der obige Text kann sicher nicht als reine Lobeshymne auf die afrikanische Kultur angesehen werden und der Text könnte auch dazu verleiten, einen gewissen Spott bei den Aufführungen vermuten zu lassen. Doch auch bei der subtilen Abwertung schwingt im Text eine Art Sehnsucht nach dem einfacheren Leben mit, ohne die Probleme einer modernen Gesellschaft. Die Afrikaner werden als glückliche Menschen bezeichnet, weil sie sich nicht mit den Mühen herumschlagen müssen, welche die Schweizer Politik und das Gerichtswesen mit sich bringen würden. Der Journalist nutzt die dargestellte Kultur also, um Missstände der eigenen Kultur anzuprangern. Dabei fokussiert er sich nur auf einen einzigen gesellschaftlichen Aspekt, stellt diesen in der einen Kultur als etwas rein Positives und in der anderen

¹⁴⁰ Brändle, 2013, S. 15 ff.

¹⁴¹ Aus dem Stadtanzeiger vom 29. Oktober 1892.

als etwas rein Negatives dar. Eine differenzierte Auseinandersetzung mit dem Thema findet erst gar nicht statt.

Bei den Indern bezog sich ein grosser Teil der Berichterstattung auf deren „Schönheit“ und „Sauberkeit“. In einem Bericht des „Tagblatt“ wird die Morgenpflege der Inder genau geschildert.

Am Morgen früh werden zuerst der Mund und die Zähne gereinigt, und zwar gründlich. Es findet weder Odol, noch irgendeine der vielgepriesenen Zahnpasten Verwendung, sondern, wenn es notwendig erscheint, nur fein gekaute Holzkohle, mit der die Zähne aus Leibeskräften gerieben werden.

Die zweite Morgenarbeit ist dann das Waschen. Ein Becken Wasser wird da über den Kopf und den Leib heruntergeschüttet. Dann wird die Haut mit der flachen Hand oder mit der Faust kräftig gerieben; genügt das allein aber nicht, so wird die Haut mittelst eines – Steines nochmals behandelt und gerieben und erst losgelassen, wenn alles glänzt und propre ist. Und wenn es vermehrter Arbeitskräfte zu dieser Reinigung braucht, so helfen die Männer einander und auch die Frauen – aber sauber muss es sein.¹⁴²

Die ausführlichen Schilderungen über die Kleidung, Gesichtszüge und den Körperbau der Inder in anderen Artikeln in Kombination mit der Hervorhebung der tugendhaften Sauberkeit, vermittelt ein äusserst positives Bild dieser Menschen. Äusserlichkeiten trugen also durchaus dazu bei, ob einem die gezeigte Kultur als der eigenen ähnlich und somit sympathisch erschien. Über die Kleidung der Afrikaner wurde oft abschätzig berichtet und über Körperhygiene wurde nicht berichtet. Es kann aber durchaus angenommen werden, dass die Besucher ein anderes Bild von den „rückständigen“ Afrikanern hatten, als von den schön gekleideten, „sauberen“ Indern. So lässt sich vielleicht auch folgender Textausschnitt erklären, in dem ein direkter Perspektivenwechsel stattfindet.

Jedermann, der Hagenbecks Indien gesehen hat, wird indessen zugeben, dass wir es hier mit einer interessanten Schaustellung zu tun haben. Es gibt allerdings auch solche, die das Auftreten und die Gebräuche der Indier ziemlich abschätzend beurteilen. Diese Leute begreifen nicht, dass auch uns, würden wir uns im Dekbau etc. ums Liebe Geld sehen lassen, nicht lauter Komplimente gemacht würden. Hätten die Indier keine grosse Freude an unsern dezimeterhohen Stehkragen, an den mit modernen Schnörkeln versehenen Blitzkrawatten, an den hervorstehenden Manschetten, an den durch Korsette eingezwängten Leibern unserer Damen ec. so hätten sie im Grunde genommen durchaus nicht so unrecht. Was uns die Indier in dezenter Weise zeigen, ist ihnen durch die Natur gegeben.¹⁴³

¹⁴² Aus dem Tagblatt vom 26. August 1905.

¹⁴³ Aus dem Tagblatt vom 26. August 1905.

Die Rollen von Ausgestellten und Besuchern werden in einer Art Gedankenexperiment in diesem Zeitungsbericht getauscht. Den Text als Kritik an den Völkerschauen insgesamt zu sehen, würde bestimmt zu weit gehen. Kritisiert wird nicht das Ausstellen von Menschen gegen Geld, sondern der Umgang der St. Galler mit den Indern. Auf welches „abschätzigste Beurteilen“ der Inder sich die Ausführungen beziehen, wird aus dem Text selbst nicht ersichtlich. Der Journalist könnte sich sowohl auf die allgemeine Einstellung, als auch auf die Einstellung einzelner Besucher beziehen. Vielleicht hat der Verfasser des Textes sich auch nur von etwas zu diesen Ausführungen veranlasst gefühlt, was er während der Völkerschau aus dem Publikum aufgeschnappt hat.

Wird auch nicht direkt Kritik an der Schau geübt, so werden die Leser doch ermahnt, ein nachsichtigeres Urteil des Gesehenen zu fällen. Eigenheiten der europäischen Zivilisation werden den „exotischen“ Äusserlichkeiten gleichgesetzt. Die Gleichstellung der Kulturen, auch wenn sie sich hauptsächlich auf die Kleidung beziehen, in diesem fast schon beschützenden Ton, ist äusserst selten. Ein ähnlicher Rollentausch fand während der Recherchen nur noch einmal, wenn auch in etwas umfassenderer Weise, statt. In der deutschen Satirezeitschrift „Fliegende Blätter“ 1885 wurde folgendes Bild veröffentlicht.



„Hagenbecks oberbayerische Karawane in Nubien“. Aus: *Fliegende Blätter*, 1885, Bd.82, Nr. 2065. München. S.61

„Man führt uns in neuerer Zeit fremde Völker zum Studium vor. Müsste es nicht von ungemein bildendem Einfluss auf die Wilden sein, die zivilisierten Völker in der gleichen Weise kennen zu lernen?“ Diese Frage steht unter dem Bild geschrieben. Auch in diesem Beispiel wird nicht deutlich, ob es sich um eine Kritik oder um eine Belustigung über das Thema in Form eines kleinen Gedankenexperiments handelt.¹⁴⁴ Dies ist auch nicht weiter von Bedeutung. Die zwei Beispiele zeigen, dass es Leute gab, die den Schritt wagten, sich in die Rolle der Ausgestellten zu versetzen und damit auf deren, sagen wir, aussergewöhnlichen Situation aufmerksam machten.

6. Die Völkerschau als ein exotisches Erlebnis

In der Sekundärliteratur ist vielfach zu lesen, dass den Völkerschauen und ihrem „exotischen“ Reiz oft auch eine erotische Komponente innewohnte. Bestimmte

¹⁴⁴ Wolter, 2005, S.140 f.

Ausstellungen zeigten beispielsweise Frauen mit nackten Brüsten, was zu der Zeit in einem anderen Kontext ein absolutes Tabu gewesen wäre.

Ansätze von Erotikphantasien lassen sich generell im Zusammenhang mit vielen Schauen finden. Der Umgang des Bürgertums mit Erotik stand in einem starken Kontrast zum Programm der Schauen. Dort konnte man unter dem Vorwand von Unterhaltung und Bildung auch manchmal ein erotisches Erlebnis erfahren. So z.B., wenn die „Exotinnen“ beim Baden gezeigt wurden, wie bei der Samoaner-Truppe 1896 im Zoologischen Garten Frankfurt am Main. Wie auch andere Aspekte der Schauen, passte auch der der Erotik ins gesellschaftliche Bewusstsein jener Zeit. Im ausgehenden 19. Jahrhundert fand geradezu ein „kommerzieller Erotikboom“ statt. Der Umgang mit dem Körper und Sinnlichkeit nahm eine immer präsentere Rolle in der Kunst und auch in der Werbung ein.¹⁴⁵

Inwieweit in St. Gallen Schauen bewusst mit erotischen „Elementen“ gestaltet worden sind, lässt sich nicht genau sagen. So diente die landestypische Kleidung zwar eigentlich dazu, eine Schau möglichst authentisch zu gestalten, konnte aber auch eine erotische Komponente mit sich bringen.¹⁴⁶

Die Veranstalter wussten oft geschickt, Erotik mit Exotik zu verbinden. Dabei übten die Exotik und die Darbietungen wie Tänze etc. allein schon eine gewisse Anziehung aus. „Hautfarbe, Haare, Körperbau, Habitus und Kleidung schlugen das Publikum in ihren Bann.“ Unter dem Deckmantel der Exotik konnten dann Dinge gezeigt werden, die sonst nicht gezeigt werden durften. Besucher konnten so ein erotisches Abenteuer mit dem Besuch einer Lehrveranstaltung rechtfertigen.¹⁴⁷ Folgender Bericht über die Hottentotten-Ausstellung soll zeigen, wie mit dem Thema Nacktheit umgegangen wurde.

Wir finden Buschmann nebst Frau Gemahlin und Fräulein Töchtern vor einem Zelte lagernd, teilweise kostümiert nach dem Modejournal, das zur Zeit des Paradieses existierte, die Beine übereinandergeschlagen, Pfeife rauchend und mit heitern Mienen das Publikum betrachtend, während seitwärts im Hintergrunde mit züchtigen, verschämten Wangen eine Hottentottin mit ihrem Kindlein Platz genommen.¹⁴⁸

¹⁴⁵ Ebd., S. 122.

¹⁴⁶ Armbruster, 2011, S. 63.

¹⁴⁷ Dreesbach, 2005, S. 172 ff.

¹⁴⁸ Aus dem Stadtanzeiger vom 1. Juli 1887.

Der Verfasser des Textes beschreibt gleich zu Beginn den Kleidungsstil der weiblichen Ausgestellten. Dabei benutzt er eine sehr kunstvolle Formulierung. Anstatt die Nacktheit explizit anzusprechen, verbaut er den Hinweis auf diese in eine, für die damalige Zeit vermutlich humoristische Formulierung. Indem die Hottentotten-Frauen durch ihren Kleidungsstil in den Zusammenhang mit dem „Paradies“ gebracht werden, findet gleichzeitig auch eine gewisse Abwertung statt, weil die „Rückständigkeit“ der Menschen aufgezeigt wird. Die Aussage ist klar. Der Zuschauer hat die Möglichkeit, nackte Frauen zu sehen. Das aber nur, weil die Hottentotten möglichst authentisch mitsamt ihrer rückständigen Kleidung gezeigt werden sollen.

Eines der tragischsten Beispiele dafür, wie Rassismus mit erotischen Reizen verbunden wurde, sind die Ausstellungen, auf denen Sarah Baartmann, bekannt unter dem Pseudonym „Hottentottenvenus“ gezeigt wurde. Ihre Vorgesetzten zwangen die junge Frau von der Ethnie der Koin-Koin, welche als „besonders prächtiges Exemplar dieser Rasse“ zwischen Mensch und Tier angepriesen wurde, sieben Jahre lang, sich halbnackt auf der Bühne zu präsentieren. Geworben wurde unter anderem mit ihren „ausladenden Körperkonturen“. Nach einer Anklage, in der ihrem Vorgesetzten vorgeworfen wurde, Baartmann zu den erotischen Aufführungen zu zwingen, brachte man sie von England nach Frankreich, wo sie weiter auftreten musste. 1816 starb sie mit nur 25 Jahren in Paris. Ihre Genitalien wurden entnommen und wie ihre Körperformen auch, in Gips gegossen und im Musée de l'Homme in Paris öffentlich ausgestellt.¹⁴⁹ Folgendes Bild soll verdeutlichen wie wichtig Sexualität und Erotik im Zusammenhang dieser Ausstellungen war. Ein Engel sitzt auf dem Hinterteil der Frau und zielt mit einem Bogen auf den Betrachter. Um auch nicht den kleinsten Zweifel an einer erotischen Botschaft zu lassen, wurde eine Sprechblase hinzugefügt, in der es heisst: „take care of your Hertz“.

¹⁴⁹ Arndt, 2012, S.71 f.



Eine Illustration von Saartjie Baartman

Die Togo-Truppe welche 1898 in der „Konzerthalle St. Leonhard“ zu sehen war, bestand ausschliesslich aus Frauen. Die 35 „Fetischmädchen“ tanzten, gaben Konzerte und huldigten einem „König“. Geworben wurde mit „35 schönen Mädchen vom Togolande“.¹⁵⁰

Nicht nur Frauen wurden im Zusammenhang mit Völkerschauen sexualisiert. Auch die Erotik zwischen europäischen Frauen und nichteuropäischen Männern spielte manchmal eine Rolle. Die Vorstellung, eine europäische Frau könnte beispielsweise mit einem afrikanischen Mann ein sexuelles Verhältnis eingehen, stellte ein noch grösseres Tabu dar. Die Tabuisierung solcher Vorstellungen, wurde im Kontext mancher Schauen gezielt genutzt, um in Zeitungsartikeln Spannung und somit Interesse zu generieren. Ein Beispiel hierfür sind die Nubier-Ausstellungen, welche in den Jahren 1877 und 1878 in verschiedenen deutschen Städten zu sehen waren. Mädchen und Frauen, die gewisse Sympathien für die ausgestellten Männer hegten, wurden sogar als „nubiertoll“ bezeichnet. Ein norwegischer Tournée-Begleiter Carl Hagenbecks schrieb zu diesem Thema folgendes: „Ich muss hier eine Erscheinung

¹⁵⁰ Brändle, 2013, S. 237.

erwähnen, die uns als Schausteller, mit den südlichen Völker wiederholt passierten, nemlich, die krankhaften plötzlichen Verlieben etlicher jünger Mädchen und Frauen in solche braune Gesellen“.¹⁵¹

7. Die Inszenierung als zurückgebliebene Zivilisationsstufe

In der neueren Rassismuskritik wird zwischen dem „biologistisch fundierten historischen Rassismus“, welcher vor allem im 19. Jahrhundert dominierte, und zwischen dem „kulturalistisch fundierten Neo-Rassismus“ des 20. Jahrhunderts unterschieden. Der Fokus lag beim Neo-Rassismus nicht mehr auf genetischen, biologischen Aspekten, sondern auf der kulturellen Differenz, welche man als unüberwindbar ansah.¹⁵² Da die Hochphase der Völkerschauen genau in den Zeitraum fällt, wo dieses Umdenken stattgefunden hat, ist es nicht verwunderlich, dass sich die zwei Denkweisen in der Inszenierung der Ausgestellten als Vertreter einer rückständigen Zivilisationsstufe zeigen. Wie deutlich mit der scheinbar grossen kulturellen Differenz umgegangen wurde und auf welcher Stufe sich die Europäer selber einordneten zeigt folgender Textausschnitt zur Schuli-Ausstellung 1892.

*Ihre Produktionen geben uns ein anschauliches Bild des Lebens und Treibens der Negerstämme, die den dunklen Erdteil bewohnen, und sind geeignet, jedem Besucher eine Vorstellung von der mühevollen Bahn beizubringen, welche der Mensch zu durchlaufen hat, bis er auf der Höhe der Zivilisation angelangt ist, deren wir uns erfreuen.*¹⁵³

Fakt ist, dass ein Interesse an den Veranstaltungen bestand. Aus dem reinen Interesse auf eine kulturelle Anerkennung oder gar auf eine Gleichsetzung mit der eigenen kulturellen Wertigkeit zu schliessen, wäre genauso falsch, wie jedem Besucher eine abwertend rassistische Haltung zu unterstellen.

Explizit rassistische Kommentare in der Presse geben ein Bild davon, aus welcher Perspektive und mit welchem Selbstverständnis die Völkerschauen, aber vor allem die Ausgestellten selbst wahrgenommen wurden. Bei der Analyse der Texte auf abwertende Elemente muss der Tatsache Rechnung getragen werden, dass sich die deutsche Sprache im Laufe der Zeit verändert hat. Bestimmte Begriffe, aus denen

¹⁵¹ Wolter, 2005, S. 125 f.

¹⁵² Jäggi, 1992, S. 32.

¹⁵³ Aus dem Stadtanzeiger vom 29. Oktober 1892.

heute auf eine rassistische Gesinnung geschlossen werden kann, waren damals gebräuchlich und in ihrer Verwendung oft neutral. Es müssen also andere Maßstäbe herangezogen werden für eine objektive Bewertung der Zeitungstexte. Der Begriff „Neger“ beispielsweise, kommt ursprünglich aus dem kolonialen Kontext und war schon im 19. Jahrhundert nicht frei von einer gewissen rassistischen Färbung. Er gehörte aber zur allgemeinen Umgangssprache. So können wir aus heutiger Sicht nicht aus einzelnen Wörtern auf rassistisches Denken schließen. Die Entstehungsgeschichte eines Begriffes und die Frage, wer damit von wem bezeichnet wurde können zwar bei der Interpretation helfen, vielmehr gilt es jedoch, vor dem historischen Hintergrund der damals geltenden Denksysteme und Sprache, vor allem aus dem Kontext und dem Text als Ganzem, die Absichten und Wertungen, die dahinter stehen, in Erfahrung zu bringen. Im Kontext der Völkerschauen und der Berichterstattung darüber sind Neologismen von Bedeutung. Dabei handelt es sich um Neuschöpfungen von Worten oder Worte, die mit einer neuen Bedeutung belegt wurden. Ein gutes Beispiel hierfür wären die Bezeichnungen „Hottentotten“ und „Buschmänner“. Diese Begriffe gibt es zwar, aber es handelt sich dabei um Wortschöpfungen, die sich nicht auf linguistisch, kulturell oder gesellschaftlich klassifizierbare Gruppen beziehen. Im Zuge des Kolonialismus fand von Anfang an eine Abwertung der afrikanischen Kultur statt. Auch für die zahlreichen afrikanischen Sprachen interessierte man sich nicht sonderlich. Viele wurden als Dialekt abgetan. Das führte dazu, dass eine Kolonialmacht wie die Niederlande eigene Bezeichnungen für bestimmte Volksgruppen kreierte. „Hottentotten“ ist beispielsweise so eine Bezeichnung. Aus dem niederländischen wurde sie ins Deutsche übernommen und sollte alle Menschen im südlichen Afrika bezeichnen, deren Sprachen über bestimmte Eigenheiten wie Schnalzlaute und implosive Konsonanten enthielten. Unter dem Begriff „Buschmänner“ wurden verschiedene Völker der Kalahari-Wüste zusammengefasst. Mit den Bezeichnungen wurden also bestimmte Volksstämme zusammen in einen Topf geworfen, ohne auf weitere kulturelle Merkmale zu achten, die für eine umfassendere Differenzierung nützlich gewesen wären. Beim Begriff „Buschmann“ kommt zusätzlich hinzu, dass hier ein Volksstamm nur mit Männern assoziiert wird, was so komische Begriffspaare wie „Frau Buschmann“ oder „Buschmannfrau“ entstehen lässt.¹⁵⁴

¹⁵⁴ Arndt, 2012, S. 91.

*Im Süden Afrikas trifft man neben den dunklen Kaffern auffallender weise auch hellhäutige Stämme, die man als Koin-Koin bezeichnet und die in zwei Gruppen, die Hottentotten und die Buschmänner zerfallen. Die helle, am besten einem fahlen Blatte zu vergleichende Hautfarbe ist ursprüngliches Rassenmerkmal, nicht etwa durch Vermischung von Kaffern mit Europäern entstanden.*¹⁵⁵

„Khokhoi“ ist wie oben angedeutet ein Sammelbegriff für eine Gruppe miteinander verwandter Völker in Südafrika und Namibia. Sie bilden aus heutiger Sicht zusammen mit den San eine Gruppe, die als Khoisan bezeichnet werden. Die sogenannten „Buschmänner“ sind also eigentlich der Ethnie der San zuzuordnen. Aus Unwissen oder Desinteresse bezeichnete man die viehhaltende Bevölkerung als „Hottentotten“ und die Jäger und Sammler als „Buschmänner“¹⁵⁶. Ob die Gesellschaften sich als homogene Gruppe sahen, wurde nicht berücksichtigt. Die koloniale Sichtweise wurde so oft in den Berichten zu den Völkerschauen unreflektiert wiedergegeben und verbreitet.

Zwar zeigten sich kolonialistische Denkweisen und Umgangsformen bei den Völkerschauen, kritisiert wurden diese jedoch selten. Die Recherche ergab, dass in nur zwei Zeitungsartikeln das Vertragsverhältnis zwischen Organisator und Teilnehmern der Schau angesprochen wurde. Dies geschah nicht in Form negativer Kritik, da die Verfasser der Texte, wenn sie nicht zum Veranstalter selbst gehörten, nicht genau über die rechtlichen Anstellungsverhältnisse Bescheid wussten. Der erste Textausschnitt wurde sogar von jemandem verfasst, der ganz klar für die Schau warb.

*Angesichts der Seltenheit einer derartigen Schaustellung, ist das eminente Interesse, welches derselben entgegengebracht wird, in jeder Hinsicht gerechtfertigt. Hr. Direktor Böhle hat die vier Polarmenschen (zwei weibliche und zwei männliche), welche übrigens keineswegs in einem sklavischen, sondern in einem freien kontraktlichen Verhältnisse zur Direktion stehen, selbst in ihrer Heimath abgeholt, und die gewichtigsten Zeugnisse der ersten Autoritäten Deutschland und Oesterreichs verbrügen die Aechtheit dieser Polarmenschen.*¹⁵⁷

Der Verfasser des ersten Textes legt Wert darauf, dass es sich nicht um ein „sklavisches Verhältnis“ handelt. Zum einen wird so die Völkerschau selbst legitimiert und zum anderen werden moralische Bedenken seitens der Besucher von vornherein entkräftet. Aus der Tatsache, dass der Autor die vertraglichen

¹⁵⁵ Aus dem Tagblatt vom 1. Juli 1887.

¹⁵⁶ Lexikoneintrag auf www.wissen.de zum Thema Khoikhoi

¹⁵⁷ Aus dem Tagblatt vom 15. Oktober 1875.

Verhältnisse definiert und bekräftigt, die Teilnehmer seien freiwillig Teil der Völkerschau, könnte man schlussfolgern, dass es Zweifel daran in der Bevölkerung gab. Doch waren solche Zweifel gerechtfertigt?

Schon 1807 wurde durch England der Sklavenhandel abgeschafft und durch den Wiener Kongress international geächtet. Endgültig zum Erliegen kam der Sklavenhandel im Atlantikraum erst durch das Sklavereiverbot in der USA im Jahre 1865, in Kuba 1886 und in Brasilien 1888. Obwohl die Schweiz an dem Sklavenhandel nicht direkt beteiligt war und es in der Schweiz die Sklaverei in der Form nie gab, gibt es doch Schweizer, die Sklaven besaßen, natürlich im Ausland. So besaß beispielsweise der Neuenburger Jaques-Louis Pourtalès eine Sklavenplantage auf Grenada, welche ihn zu der Zeit zum reichsten Mann der Schweiz machte. Auch der Eisenbahnpionier Alfred Escher machte einen Teil seines Vermögens mit einer Kaffeeplantage auf Kuba, auf der 82 Sklaven arbeiteten. David Pury, Hauptaktionär einer Gesellschaft, die 32'000 Menschen verkaufte, vererbte sein gesamtes Vermögen Neuchâtel. Heute wäre dieses Vermögen 700 Millionen Franken wert.¹⁵⁸ Die drei Beispiele sollen nicht aufzeigen, inwiefern die Schweiz doch in die Sklaverei involviert war, sondern verdeutlichen, dass es durchaus Beziehungen von Schweizern zur Sklaverei gab. Da diese Beziehungen sicherlich damals schon bekannt waren und das endgültige Sklavereiverbot erst zehn Jahre zurück lag, kann man davon ausgehen, dass es sich um ein relativ aktuelles Thema handelte. Vielleicht fürchtete sich der Veranstalter davor, die Menschen könnten ihn und seine Völkerschau mit der Sklaverei in Verbindung bringen und aus diesem Grund der Schau fern bleiben.

Aber nun entsteht eben die Frage; Wie verhält es sich eigentlich mit dem Rechtsstand dieser dunkeln Fremdlinge, die jetzt momentan unsere „Nächsten“ sind? Sind es eigentliche Sklaven oder Kuli's? Wie lautet ihr Vertrag, ist es ein wirklicher oder ein Scheinvertrag, und was haben sie für Garantien? Wir können sie doch nicht mit einer Menagerie oder mit einem Affentheater auf eine Linie stellen. Das ist doch „Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein!“

Müssen diese Neger nicht, wenn sie thatsächlich als Sklaven ankamen, sofort frei geworden sein, sobald sie den Boden der freien Eidgenossenschaft betraten? Darf man zusehen, dass sie wieder arabischen Händlern mit Menschenfleisch oder mit „Ebenholz“ in die Hände fallen? Man frage sie also durch einen Kenner der vulgärarabischen Sprache, etwa durch einen Rabbiner, wenn ihr Verhältnis nicht ein absolut freiwilliges ist, ob sie nicht (etwa im wärmeren Kanton Tessin) als Diener und Dienerinnen ihr Brod verdienen und ihre Kinder zu Schule schicken möchten. Zu

¹⁵⁸ Erne, 2018.

*dieser ähnlichen Frage hat die Behörde das Recht.*¹⁵⁹

Beide Texte gehen das Thema des Vertragsverhältnisses auf eine höchst unterschiedliche Art an. Den Texten gemein ist aber der Gedanke, dass es Menschen gibt oder besser gesagt geben könnte, welche von Organisatoren oder Veranstaltern von Völkerschauen in einem unmoralischen Vertragsverhältnis unterdrückt werden könnten. Die zwei Autoren ergreifen in beiden Fällen Partei im Sinne der potenziell Unterdrückten, indem sie die moralisch korrekten und einwandfreien Vertragsbedingungen erwähnen oder Hilfe für den Fall fordern, dass etwas nicht mit rechten Dingen vor sich gehen könnte. Durch diese Stellungnahme entsteht der Eindruck, bei den Teilnehmern der Völkerschau handle es sich um hilflose Menschen, die sich nicht selber helfen können.

Damit findet in einem gewissen Mass gleichzeitig aber auch eine Abwertung statt. Den Menschen wird die Kompetenz abgesprochen, für ihre eigenen Interessen einzustehen. Damit gliedern sich die zwei Textausschnitte wieder in die Darstellungsweise der Völkerschauteilnehmer als Vertreter einer zurückgebliebenen Zivilisationsstufe ein.

Doch manchmal wurde den ausgestellten Menschen nicht nur eine gewisse kognitive Fähigkeit abgesprochen, sondern das Menschsein wurde durch rassistische Vergleiche in Frage gestellt oder abgewertet. Mensch-Tier-Vergleiche zeigen deutlich, mit welchem Selbstverständnis die Verfasser des Textes mit den Rasselehren umgehen und Ausgestellte weiter unten als die Europäer in dem damals präsenten Denksystem der Rassehierarchie anordneten.

Ein frühes und erschreckendes Beispiel dafür, wie wenig Menschliches Kolonialisten in den afrikanischen Menschen sahen, ist das eines Kolonialisten, der in seinem Jagdtagebuch schrieb: „Am leichtesten sind diese gelben Halbaffen abzuschliessen, denn sie können mit ihren zwei Beinen nicht so schnell flüchten wie die vierbeinigen Wildtiere.“¹⁶⁰ Umgekehrt glaubten manche Forscher auch, dass Menschenaffen eine primitive Entwicklungsstufe des Menschen darstellten. Beiden Sichtweisen ist gemein, dass die als „rückständig“ betrachtete Zivilisationsstufe im Vergleich zur eigenen stark abgewertet wird. Es findet eine Exklusion statt. Es wird eine Grenze

¹⁵⁹ Aus der Ostschweiz vom 4. November 1892.

¹⁶⁰ Arndt, 2012, S. 91.

zwischen den Europäern und den Nicht-Europäern gezogen, die scheinbar einen natürlichen Ursprung hat. Durch diese natürliche Grenze wiederum, können für die „anderen“ andere Massstäbe gültig gemacht werden. Solch ein moralischer Ausschluss entsteht durch Verknüpfung von Differenz und Indifferenz und endet nicht selten in Gewalt.¹⁶¹

Es erschien nun der Diener, einige Produktionen der Truppe ankündigend. Schnell erhebt sich der Buschmann mit wildem Blick und zeigt uns im Speerwerfen seine ausserordentliche Gewandtheit, ahmt dann aufs täuschende das Krähen des Hahnes und die Grimassen und Bewegungen eines Affen nach, bei welcher letzterer Produktion ihm teilweise die Natur bestens zu Hilfe kommt.

Grosse Heiterkeit bei Gross und Klein. Der Pseudo-Affe hüpfte auf den die Truppe vom Publikum trennenden Tischen umher und versucht etwa eine schüchterne Jungfrau oder Kinder zu erschrecken, ruft aber statt Furcht nur herzliches Lachen hervor.¹⁶²

In diesem Textausschnitt wird die Denkweise des biologischen Rassismus verdeutlicht, in dem Menschen mit dunkler Hautfarbe, in diesem Fall Ausgestellte im Rahmen der Hottentotten-Ausstellung 1887, als den Affen näher verwandt als Weisse dargestellt werden. Doch nicht in jedem Text wird ein Mensch-Tier-Vergleich angestellt. In folgendem Text begnügt sich der Verfasser, die Rückständigkeit der afrikanischen Zivilisation zu benennen, ohne diese biologisch zu begründen. Die direkte Abwertung wird genutzt, um nachfolgend auf kulturelle Aspekte einzugehen, vor welchen die Ausgestellten durch eben diese Rückständigkeit bewahrt werden würden.

Sind diese sonderbaren Menschen auch zurück in Kultur nach unseren Begriffen, so haben sie vielleicht in einzelner wieder Vorzüge, die wir nicht haben. Es sind Menschen, die, so lange sie gesättigt sind- Ansprüche machen sie keine grossen – keine Sorgen kennen. Sie sind nicht geneigt zur Melancholie, zur Zaghaftigkeit und mürrischer Unzufriedenheit, sondern sind fröhlich und guter Dinge und freuen sich unter einander wie Kinder; sie verstehen so zu leben, zu geniessen und zu entbehren, dass sie gesund und kräftig bleiben. Die Weiber serbeln nicht an Bleichsucht und Blutarmut, sondern sehen frisch und zufrieden aus und was die Zuschauer am meisten interessierte und auch freute, war, zu sehen, dass diese Menschen in der Liebe zu ihren Kindern hinter uns nicht zurückstehen, selbst unter den Kulturvölkern mancher rohen Mutter und manchem Haustyrannen sogar zum Vorbild dienen könnten.¹⁶³

Die stereotype afrikanische Fröhlichkeit wird hier versucht im Ansatz mit den biologischen „Voraussetzungen“ zu begründen.

¹⁶¹ Fischer, 2015, S. 189.

¹⁶² Aus dem Stadtanzeiger vom 1. Juli 1887.

¹⁶³ Aus dem Stadtanzeiger vom 10. Juli 1887.

In der Anthropologie war das damals ein häufig verwendeter Ansatz. Man versuchte von der Oberfläche auf den Inhalt und vom Inneren auf das Äussere zu schliessen. In der Aufklärung sprach man von der menschlichen Gestalt sogar als „Sinnbild der Seele“. Die den „fremden“ Menschen zugeschriebene Schönheit und Ästhetik waren somit entscheidend bei der Bewertung des Charakters und des Wesens.¹⁶⁴ Aus der Sorglosigkeit und ungetrübten Fröhlichkeit, trotz der kulturellen Rückständigkeit, schloss man schlichtweg auf ein Unvermögen, den „wahren Ernst“ der Lage zu erkennen. Der Vergleich mit Kindern reiht sich in diese Deutung ein. Auch bei den Ausstellungen der Schuli findet sich der Vergleich.

*Ihr ganzes Wesen spiegelt jene harmlose Lebenslust wieder, die den kindlichen Menschen charakterisiert. Wir fürchten sehr, dass ihnen dieselbe im Umgang mit uns zivilisierten Menschen nur zu bald gründlich ausgetrieben werde. Denn, wie unsere Kinder, nehmen diese kindlichen Naturen eben gar zu leicht das Schlimme an, das sie in ihrer Umgebung sehen. Der Hunger und Durst nach dem Gelde z.B. ist ihnen sehr bald in Fleisch und Blut übergegangen, während sie grosse Mühe haben, von uns die friedlichen Künste zu lernen, die ihnen zum Segen dienen könnten.*¹⁶⁵

Auch von ästhetisch-moralischen Kriterien wurde auf den Charakter geschlossen. So standen die vollen Lippen der Afrikaner lange für „ausschweifende Sinneslust“, die platte Nase für die „Stumpfheit des Geistes“.

Die Afrikaner stellten hierin eine Besonderheit dar, weil sie sich vom Europäer und seinem Schönheitsideal am stärksten unterschieden.

*Seine Gemahlin, welcher die „Schönheit des Hässlichen“ eigen ist, ist äusserst musikalisch und vermag eine ihr vorgespielte oder vorgesungene Melodie sofort korrekt wiederzugeben, hat auch eine Vorliebe für Nachahmung der bei uns üblichen Tänze. Ganz reizend sind die beiden kleinen Mädchen, obwohl sie, wie die ganze Gesellschaft, ihre Ähnlichkeit mit dem Affengeschlechte nicht verleugnen. Die hottentottische Schöne und Artistin hat bereits auch namhafte Fortschritte in der deutschen Sprache gemacht.*¹⁶⁶

In diesem Textausschnitt über die Hottentotten-Ausstellung werden zwei Aspekte kombiniert. Erstens findet eine Wertung des Aussehens der Frau statt. Mit der „Schönheit des Hässlichen“ meint der Verfasser des Textes vermutlich eine „exotische“ Andersartigkeit, die obwohl sie für den Betrachter ungewohnt ist und eigentlich seinem Schönheitsideal nicht entspricht, doch eine gewisse Faszination ausübt. Zweitens wird wieder die Verbindung zu einem Tier hergestellt.

¹⁶⁴ Urs, 1982, S. 356 ff.

¹⁶⁵ Aus dem Stadtanzeiger vom 29. Oktober 1892.

¹⁶⁶ Aus dem Tagblatt vom 1. Juli 1887.

Zu den ästhetischen Aspekten, die für die moralische Wertung für die Einordnung der Ausgestellten von Bedeutung waren, gehörten auch deren Essgewohnheiten. Im Zusammenhang mit aussereuropäischen Kulturen geisterte lange das Gerücht herum, dass es Völker gebe, die sich ausschliesslich von Menschenfleisch ernähren würden. Kannibalismus kam aus verschiedenen Gründen in allen Kulturen überall auf der Welt immer vor. Das Ausmass des Kannibalismus wurde generell übertrieben. Oft machten sich verfeindete Parteien diesen Vorwurf. Des Kannibalismus bezichtigten also meistens verfeindete Stämme und Völker die anderen.¹⁶⁷ Die Behauptung, bestimmte Menschen würden sich von anderen Menschen ernähren, hatte eine ähnliche Wirkung, wie die Menschen mit Tieren zu vergleichen. Ein bekanntes Beispiel für den Umgang mit Kannibalismus im Zusammenhang mit der Ausstellung von Menschen war Ota Benga. Der Pygmäe wurde in Amerika in Zookäfigen ausgestellt, um den „Missing link“, die Entwicklungsstufe zwischen dem Menschen und den Affen darzustellen. Besonderes Aufsehen erregten dabei seine traditionell angespitzten Zähne. Sie stellten laut den Ausstellern den unumstösslichen Beweis für den bei Afrikanern üblichen Kannibalismus dar. Die Zeitungen warben für Benga als den „einzigsten, echten afrikanischen Kannibalen in Amerika.“¹⁶⁸

In den für diese Arbeit untersuchten Zeitungsberichten fanden sich solche Assoziationen mit „Menschenfressern“ nicht. Trotzdem boten die exotisch anmutenden Essgewohnheiten Anlass, genauer darüber zu berichten. Meistens wurde die Schilderung auch mit einer Wertung ergänzt. So zum Beispiel bei der Schau „Indien“ 1905.

*Beim Mittagessen bedienen sich die Indier ohne Ausnahme weder der Gabel noch des Messers. Das Essen, das in einer dem Publikum zugänglichen Zentralküche gekocht wird, erhält ein jeder in ein Becken, eine Art grosser Teller, das zwischen die Beine genommen wird; gegessen wird in sitzender Stellung. Das nicht zu beschreibende Mahl führen sich die Leute mit den Händen zum Munde; eine handvoll folgt der anderen in grösser Hast. Etwas bedächtiger geht das Essen, wenn die Leute Geflügel, Hühner ec. erhalten, denen sie spezielle Ehrung angedeihen lassen. Gerade appetitlich kommt uns Europäern diese Esserei nicht vor.*¹⁶⁹

Die Essgewohnheiten der „Hottentotten-Truppe“ 1887 boten sogar dann Anlass für Spott, als der Journalist sah, dass sich diese mit den europäischen deckten. Es

¹⁶⁷ Hall, 1994, S. 165.

¹⁶⁸ Iken, 2012.

¹⁶⁹ Aus dem Tagblatt vom 26. August 1905.

scheint so, als wollte der Journalist unbedingt etwas über die stereotypisierten Essgewohnheiten der Afrikaner schreiben. Als er jedoch sah, dass es darüber nichts Spektakuläres zu berichten gab, rollte er die Klischees trotzdem auf, indem er die „europäischen Essgewohnheiten“ der Afrikaner als exotisch, geradezu unpassend darstellt und auf ihre übliche Ernährung hinweist.

Beobachten wir die Truppe jetzt an der „Speisetafel“. Speisen und Getränke werden ihnen auf dem Boden serviert.

Wie so mancher, der sich in der Fremde kümmerlich durchschlagen und seine heimatlichen Gerichte entbehren muss, so nehmen auch sie in bewunderungswürdiger Bescheidenheit statt mit Schlangen, Eidechsen, Heuschrecken und ähnlichen Delikatessen u.a. mit Eiern Brot und Bier fürlieb, und der Mann des dunklen Erdteils bricht darüber in helle Freude aus, so dass er auf den Tisch steigt und mit buschmännischer Grandezza eine anwesende Europäerin zum Schmollstrunk einladet.¹⁷⁰

Die Ausstellungen afrikanischer Ethnien boten in St. Gallen vermehrt Anlass zu spöttisch anmutenden Bemerkungen, die in dieser Art und Weise im Zusammenhang mit Zurschaustellungen nicht-afrikanischer Kulturen nicht auftraten. Das verstärkt den Eindruck, dass auch die Schweizer in den Afrikanern das kulturelle Pendant ihrer eigenen Rasse und Kultur gesehen haben.

In tiefes Sinnen über Schnapsmonopol und Erfindungsschutz, den Zukunfts-Schnurrbart zierlich streichend, scheint der Freund Buschmann versunken; in eifrigem Gespräch mit dem Publikum befindet seine schönere Hälfte sich.¹⁷¹

Obwohl obiges Beispiel dem heutigen Leser als relativ harmlos erscheinen mag, zeigt es wieder, wie abwegig der Gedanke war, den ausgestellten Afrikanern solche zivilisatorischen „Errungenschaften“ zuzusprechen. Indem der Verfasser des Textes das macht, zieht er, durchaus beabsichtigt, die Textpassage ins Lächerliche.

Es gibt jedoch durchaus auch Passagen, in denen die ausgestellte Kultur fast vorbehaltlos bewundert wird. Man muss sich dabei fragen, was die Absicht dahinter ist. Der Verfasser des Texts könnte seine Aussagen ernst meinen. Genauso Fdenkbar ist aber auch, dass seine Hauptabsicht ist, die eigenen kulturellen Verhältnisse anzuprangern. Somit würde die ausgestellte Kultur instrumentalisiert werden. Dazu ein weiterer Textausschnitt zu den Schuli 1892.

Die Schuli-Neger aus dem Forschungsgebiete Livingstone und Stanley, welche sich gegenwärtig im Hotel „St. Leonhard“ mit einem etwas dürftigen Programm vor einem

¹⁷⁰ Aus dem Stadtanzeiger vom 1. Juli 1887.

¹⁷¹ Aus dem Stadtanzeiger vom 1. Juli 1887.

zahlreich andringenden Publikum produzieren, bestätigen durchaus die Aussagen jener Forscher, dass wir es hier mit höchst entwicklungsfähigen Volksstämmen zu thun haben.

Die Männer blicken verständig in die Welt und verbinden in körperlicher Hinsicht Kraft und Elastizität so, wie es unseren Rekruten nur zu wünschen wäre. Die Frauen, durchwegs kleiner, als man erwarten sollte, vielleicht in Folge zu früher Verheiratung (vide Innerhoden), haben, ohne in „Wälschland“ gewesen zu sein, sehr viel wahre, ungesuchte Grazie, namentlich eine davon, die auch arabisches Blut in den Adern hat, bewegt sich wie eine Königin. Die Kindern vollends zeigen bemerkenswerthe Intelligenz und sind durchaus nicht unartiger, als viele ihrer Altersgenossen an der Steinach.¹⁷²

Man kann durchaus davon ausgehen, dass in diesem Textausschnitt Sympathien für die Ausgestellten zum Ausdruck kommen. Doch diese Art der Sympathie ist trotzdem keine, die auf einer Gleichstellung der Kulturen basiert. Vielmehr zeigt sich beim Journalisten eine manifestierte, rassistische Denkweise. Dass die Afrikaner „entwicklungsfähig“ sind, scheint ihn beinahe zu überraschen und gerade so, wie er sich dessen nicht ganz sicher zu sein scheint, untermauert er die Aussage mit derer der zwei Forscher. Die Ambivalenz wird deutlicher, als im gleichen Text der Ruf nach Befreiung der Ausgestellten laut wird, falls diese in einem unrechtmässigen Vertragsverhältnis beschäftigt werden würden. Solch entwicklungsfähige Menschen, die trotz ihrer Rückständigkeit mit solch positiven Eigenschaften ausgestattet waren, müsste in einem solchen Falle unbedingt geholfen werden.

Neben der gewollten Inszenierung der Ausgestellten als Vertreter einer rückständigen Kultur, zeigte sich dieser Denkansatz auch manchmal daran, wie Veranstalter und Organisatoren mit ihren „Angestellten“ umgingen. Für St. Gallen gibt es keine Belege für einen ungewöhnlich menschenunwürdigen Umgang mit den Ausgestellten, wenn man davon absieht, dass die Zurschaustellung an sich schon menschenunwürdig erscheinen mag.

Volter findet für diese Art der Inszenierung deutliche Worte. „Aus dem anschaulichen Bild vom Leben der fremden Menschen wird eine Vorführung von als minderwertig abgestempelter Schauobjekte.“¹⁷³ Obwohl die Autorin mit diesem Zitat das schwierig zu deutende Zusammenspiel der gesellschaftlichen Denksysteme hervorheben will, verdeutlicht es doch auch die Gemeinsamkeiten zwischen der Darstellung und dem tatsächlichen Umgang mit den Ausgestellten. Nun könnte man sagen, dass die Völkerschauen sich nur vorhandener rassistischer Denksysteme bedienen und

¹⁷² Aus der Ostschweiz vom 4. November 1892.

¹⁷³ Volter, 2005, S. 21.

darum relativ harmlos waren. Die Schauen knüpften zwar an den präsenten wissenschaftlichen Rassismus an, ihre Wirkung darf aber nicht unterschätzt werden, weil sie doch zumindest zur Manifestation dieses Denksystems beitrug.¹⁷⁴

8. Schluss

Die Inszenierungsarten der Völkerschauen funktionieren nicht für sich alleine. Oft gab es Überschneidungen. So müssen beispielsweise alle Inszenierungsarten unter einem kommerziellen Blickwinkel betrachtet werden. Die Inszenierung als ein authentisches Erlebnis hängt eng zusammen mit dem einer Veranstaltung zugeschriebenen Bildungswert. Eine Bildungsveranstaltung muss authentische Inhalte vorweisen können. Eine authentische Veranstaltung muss den Fokus jedoch nicht unbedingt auf Bildung setzen.

Allein daraus kann gefolgert werden, dass die meisten Schauen sich mehrerer dieser Inszenierungsformen bedienten. Wie die Schauen auf den Zuschauer wirkten und ob die geplanten Inszenierungsformen der Veranstalter ihren Zweck erfüllten, kann aus den Zeitungsartikeln nicht entnommen werden. Es bestand natürlich immer die Möglichkeit, dass eine Inszenierung vom Publikum nicht so aufgefasst wurde, wie es sich die Organisatoren und Veranstalter gewünscht haben.

Anhand der ausgewählten Zeitungsartikel lassen sich lediglich Vermutungen darüber aufstellen, wie die Schauen wirkten. Die Meinungen und Wertungen, die in den Artikeln im dritten Teil der Arbeit wiedergegeben werden, sind keinesfalls repräsentativ für die St. Galler Bevölkerung oder für die Besucher der Schauen. Es handelt sich um Texte, die von Journalisten verfasst wurden. Diese verfolgten meistens eine Absicht mit dem Text, wie dafür zu werben, über eine Schau zu berichten, oder die eigene Meinung kundzutun. Aus der Tatsache jedoch, dass die Artikel und Inserate in Tageszeitungen veröffentlicht wurden, lässt sich eine gewisse allgemeine Akzeptanz für das Geschriebene ableiten. Da sich keine nennenswerten Unterschiede bei der Berichterstattung der drei untersuchten Tageszeitungen im Hinblick auf deren politische Ausrichtung feststellen liessen, kann angenommen werden, dass es sich um weitverbreitete Ansichten jener Zeit handelt, die in den Texten zum Ausdruck kommen.

Trotz der Konkurrenz des Films und anderer Unterhaltungsangebote, gibt es auch

¹⁷⁴ Wolter, 2005, S. 21.

heute noch Veranstaltungen, die durch ihre Inszenierung der „Exotik“ an die Völkerschauen erinnern. Den Veranstaltungen um das. 19. Jahrhundert herum muss also doch etwas innegewohnt haben, was die Menschen damals wie heute angesprochen hat und nicht etwa durch den Konsum von Filmen vollständig befriedigt werden kann. Einen Film sieht und hört man. Meist geschieht dies in einer sterilen Umgebung. Eine Ausstellung nimmt man hingegen mit allen Sinnen wahr und ist vielleicht gerade darum besonders empfänglich für geschickt aufgebaute Inszenierungsformen.

Literaturverzeichnis

- Armbruster, M. (2011). Völkerschauen um 1900 in Freiburg i. Br. - Kolonialer Exotismus im historischen Kontext. Freiburg: freiburg-postkolonial.
- Arndt, S. (2012). Rassismus. München: C. H. Beck.
- Bitterli, U. (1982). Die "Wilden" und die "Zivilisierten". Die europäisch-überseeische Begegnung. München: Deutscher Taschenbuch Verlag .
- Bitterli, U. (1985). Der Edle Wilde. In T. Theye, Wir und die Wilden. (S. 270-287). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH.
- Brändle, R. (2013). Wildfremd, heutnah. Zürcher Völkerschauen und ihre Schauplätze 1835-1964. Zürich: Rotpunktverlag.
- Bürgi, M. (30. 06 2014). Historisches Lexikon der Schweiz. Abgerufen am 16. 06 2017 von <http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D17382.php>.
- Dreesbach, A. (2005). Gezähmte Wilde. Die Zuerschaustellung "exotischer" Menschen in Deutschland 1870-1940. Hamburg (Main): Campusverlag.
- Erne, E. (26. Januar 2018). www.srf.ch. Von <https://www.srf.ch/kultur/gesellschaft-religion/die-sklaverei-und-die-schweiz-rassismus-ist-die-dna-europas>. abgerufen
- Fischer, M. (2015). Differenz, Indifferenz, Gewalt: Die Kategorie "Tier" als Prototy sozialer Ausschlussung. In R. Brucker, M. Bjok , B. Mütterich, M. Seeliger, & F. Thieme, Das mensch-Tier-Verhältnis (S. 189-210). Wiesbaden: Springer VS.
- Geiss, I. (1988). Geschichte des Rassismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Goldmann, S. (1985). Wilde in Europa. Aspekte und Orte ihrer Zurschaustellung. In T. Theye, Wir und die Wilden. Einblicke in eine kannibalische Beziehung (S. 243-269). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag GmbH.
- Hagenbeck, C. (1909). Von Thieren und Menschen. Berlin.
- Hagenbeck, J. G. (1932). Mit Indiens Fahrendem Volk. Berlin: August Scherl GmbH.
- Hall, S. (1994). Der Westen und der Rest: Diskurs und Macht. In S. Hall, Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2 (S. 137-179). Hamburg: Argument-Verl.
- Jäggi, C. J. (1992). Rassismus. Ein globales Problem. Zürich und Köln: Orell Füssli.
- Kürschner, K.-D. (1998). Von der Menagerie zum grössten Circus Europas. Krone. Ein dokumentarischer Bericht. Berlin: Ullstein.
- Leutemann, H. (1887). Lebensschreibung des Thierhändlers Carl Hagenbeck. Hamburg.

Lexikoneintrag zum Thema "Khoinkhoin". (o.D.). Von <https://www.wissen.de/lexikon/khoikhoin>. abgerufen

Mancall, P. C. (2012). *The Atlantic World and Virginia 1550-1624*. Virginia: The University of North Carolina Press.

Minder, P. (2012). Menschen-Zoos in der Schweiz. In P. Blanchard, N. Bancel, G. Boetsch, S. Lemaire, & É. Deroo, *MenschenZoos. Schaufenster der Unmenschlichkeit* (S. 313-321). Hamburg: Les éditions du Crieur Public GmbH.

Schweinitz, G. v. (1897). *Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896. Amtlicher Bericht über die erste Deutsche Kolonial-Ausstellung*. Berlin.

Seck, D. (2013). *Völker ausstellungen in Deutschland und Frankreich von 1874 bis zum Ersten Weltkrieg*. Erlangen: FAU University Press.

Staehelein, B. (1993). *Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel 1879-1935*. Basel: Basler Afrika Bibliographien.

Thode-Arora, H. (1989). *Für fünfzig Pfennig um die Welt. Die Hagenbeckschen Völkerschauen*. Frankfurt am Main: Campus-Verlag.

Thode-Arora, H. (2012). Hagenbecks Europatourneen und die Entwicklung der Völkerschauen. In P. Blanchard, N. Bancel, G. Boetsch, É. Deroo, & S. Lemaire, *MenschenZoos. Schaufenster der Unmenschlichkeit* (S. 160-171). Hamburg: Les éditions du Crieur Public GmbH.

Wolter, S. (2005). *Die Vermarktung des Fremden. Exotismus und die Anfänge des Massenkonsums*. Frankfurt (Main): Campus Verlag.

Quellen/ Vollständige Zeitungstexte

„Lappländer-Familie auf dem Brühl“

Heute produzieren sich hier zum ersten Male auf dem Brühl die bereits angekündigten Lappländer. Ein Zweifel an ihrer Aechtheit kann nicht aufkommen, da die uns vorgelegten, von der schwedischen Gesandtschaft in Wien legalisierten Taufzeugnisse, sowie die Pässe und anderweitigen Papiere jeden Verdacht zurückweisen. Der ganze Volksstamm der Lappen in Norwegen, Schweden und Russland zählt höchstens 10'000 Köpfe, wovon die Hälfte vielleicht auf Norwegen kommt. Aber ein grosser Theil von ihnen mag eigentlich kaum als einem der drei Reiche angehörend zu betrachten sein, denn er zieht mit seinen Rennthieren durch die bahnlosen Einöden vom Meere hinauf in ferne namenlose Wüsten, wo er sein Winterlager aufschlägt und kehrt mit dem Sommer zur Seeküste zurück an der er 6 bis 8 Wochen verweilt. Da jetzt Gelegenheit geboten ist, Glieder dieses eigenthümlichen Volksstammes in seiner Ureinheit vor uns zu sehen, so bedarf es für den gebildeten Menschen keiner Mahnung, diese Gelegenheit wissbegierig auszukosten.¹⁷⁵

„Lappländer (Polar-Menschen)“

Dieselben, welche nur auf Veranlassung der Wiener Weltausstellung nach Deutschland kamen, wo denselben in Wien und Dresden die hohe Ehre zu theil wurde, sich vor Sr. kaiserlich und königlichen Majestäts-Familien, sowie bei Gelegenheit des 5. deutschen Bundeschiessen in Stuttgart sich vor Ihrer kaiserl. Hoheit der Frau Grossfürstin Vera von Russland (Prinzessin von Württemberg), Ihrer Hoheit der Frau Herzogin von Urach und Sr. königlichen Hoheit dem Prinzen von Württemberg zu produzieren.

Sie waren in den wissenschaftlichen Vorstellungen der Akademien in Wien, Pest, Leipzig und in den Anthropologischen Gesellschaften zu Berlin und Frankfurt a. M. (Geheimer Medizinalrath Prof. Dr. Birchow und Prof. Dr. Lucae), worüber die Zeugnisse zur Einsicht bereit liegen.

Dieselben produzieren sich hier auf einem Nordpol-Theater mit ihren 4 Rennthieren, Eishunden (Bärenfänger), Hütten und vielen Originalgeräthschaften täglich von 9 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends in ihren Landessitten und Gebräuchen.

Sämtliche Documente, von der königlichen Schwedisch-Norwegischen Gesandtschaft in Wien und Berlin beglaubigt, liegen auf Wunsch für jeden Besucher zur Einsicht bereit.¹⁷⁶

¹⁷⁵ St. Galler Zeitung vom 20. Oktober 1875.

¹⁷⁶ Aus der Ostschweiz vom 21. Okt. 1875.

„Buschmann- und Hottentottengruppe“

Die Buschmann- und Hottentottentruppe im Museum am Marktplatz.

Auf ihrer Durchreise durch St. Gallen wird hier für kurze Tage die echte, aus Südafrika stammende Buschmann- und Hottentottengruppe zu sehen sein, welche bereits in mehreren Städten Deutschlands sich präsentiert hat und z.B. der Anthropologischen Gesellschaft in München vorgestellt worden ist. Bei dieser Gelegenheit machte Prof. Dr. Joh. Rante über die seltenen Gäste eine Reihe von Mitteilungen, denen wir Folgendes entnehmen:

Im Süden Afrikas trifft man neben den dunklen Kaffern auffallender Weise auch hellhäutige Stämme, die man als Koin-Koin bezeichnet und die in zwei Gruppen, die Hottentotten und die Buschmänner zerfallen. Die helle, am besten einem fahlen Blatte zu vergleichende Hautfarbe ist ursprüngliches Rassenmerkmal, nicht etwa durch Vermischung von Kaffern mit Europäern entstanden. Weitere Merkmale der Koin-Koin bilden das häufige Vorkommen roter Wangen und Lippen, die platte Nase und besonders der nur bei ihnen sich findende büschelförmige Haarwuchs. Diese einzelnen, von einem haarlosen ... umgebenen Büschel rollen sich spiralartig auf und werden in der Heimat kürzer getragen, als es die obige Truppe zeigt. Die Koin-Koin sind durchwegs bartlos, daher ein Vollbart ihre höchste Aufmerksamkeit und Bewunderung erregt. Ihr Körperbau ist schlank, namentlich sind Hände und Füße schmal und zierlich. Während der Hottentotte eine hohe Gestalt besitzt, erscheint der Buschmann klein, zwerghaft und weniger entwickelt. Es scheint, dass die Buschmänner von der Invasion der Hottentotten in die Wüste zurückgedrängt wurden, daher ihr Name. Busch- und Hottentotten-Sprache sind nach Prof. Kuhn hinsichtlich Wurzeln nicht verwandt, besitzen aber eine gemeinsame Merkwürdigkeit, welche in eigentümlichen Schnalzlauten liegt.

Die demnächst auch in St. Gallen auftretende Koin-Koin-Truppe, welche noch vor einigen Jahren an den Ufern des Oranje-Flusses im Busch herumstrauchte, besteht aus dem 28 Jährigen Buschmann Tz-ko-ur-oh, seiner um ein Jahr älteren Gattin Psa-ge-bi-oh und ihren zwei resp. 8 und 4 jährigen Töchtern... und ..., sowie der 22 jährigen Hottentottin nebst deren Kind, das in München das Licht der Welt erblickte. Die Gesellschaft lagert auf wollenen Decken vor ihrer aus Stroh und Schilfrohr erbauten, nur mit einer einzigen Öffnung versehenen korbformigen Hütte. Ihre Lieblings Speisen sind Fleisch und Mais auch für Bier und Tabak ist sie sehr eingenommen. Der Buschmann war in seiner Heimat ein „Regenmacher“, führt, abenteuerlich mit Schildkrötenschalen, bunten Fellen und Federn aufgeputzt den wilden, sog. Herrentanz auf, besitzt eine ungemeine Sicherheit und Fertigkeit im Pfeilschiessen und ahmt mit täuschender Virtuosität die Stimmen der Tiere nach. Seine Gemahlin, welcher die „Schönheit des Hässlichen“ eigen ist, ist äusserst musikalisch und vermag eine ihr vorgespielte oder vorgesungene Melodie sofort korrekt wiederzugeben, hat auch eine Vorliebe für Nachahmung der bei uns üblichen Tänze. Ganz reizend sind die beiden kleinen Mädchen, obwohl sie, wie die ganze Gesellschaft, ihre Ähnlichkeit mit dem Affengeschlechte nicht verleugnen. Die hottentottische Schöne und Artistin hat bereits auch namhafte Fortschritte in der deutschen Sprache gemacht. Die interessante und sehenswürdige Menschengruppe tritt hier zum ersten Male heute Freitag den 1. Juli im Museum am Marktplatz auf und wird nur für kurze Zeit in unseren Mauern das uns seltene Bild südafrikanischer Menschen- und Lebensart entfalten.¹⁷⁷

¹⁷⁷ Aus dem Tagblatt vom 1. Juli 1887.

„Buschmännisches“

Nachdem wir in neuerer Zeit Riesen, zusammengewachsene Kinder und Japanesen gesehen, wird uns seit letztem Freitag im „Museum“ eine Buschmann- und Hottentottengruppe vorgestellt. Sie hat schon am Freitag zahlreiche Liebhaber gefunden.

Wir finden Buschmann nebst Frau Gemahlin und Fräulein Töchtern vor einem Zelte lagernd, teilweise kostümiert nach dem Modejournal, das zur Zeit des Paradieses existierte, die Beine übereinandergeschlagen, Pfeife rauchend und mit heitern Mienen das Publikum betrachtend, während seitwärts im Hintergrunde mit züchtigen, verschämten Wangen eine Hottentottin mit ihrem Kindlein Platz genommen.

In tiefes Sinnen über Schnapsmonopol und Erfindungsschutz, den Zukunfts-Schnurrbart zierlich streichend, scheint der Freund Buschmann versunken; in eifrigem Gespräch mit dem Publikum befindet seine schönere Hälfte sich. Die Besucher werden animiert. Zigarrenspendend recken verschiedene Arme sich. Sofort springt ein herziges Buschmanntöchterchen auf den Tisch, die köstlichen Gaben in Empfang nehmend und sie den Eltern bringend, welche mit freundlichem Buschmannsblick dieselben abnehmen und in leidlich gutem Deutsch ihren Dank abstaten.

Es erscheint nun der Diener, einige Produktionen der Truppe ankündigend. Schnell erhebt sich der Buschmann mit wildem Blick und zeigt uns im Speerwerfen seine ausserordentliche Gewandtheit, ahmt dann aufs täuschende das Krähen des Hahnes und die Grimassen und Bewegungen eines Affen nach, bei welcher letzterer Produktion ihm teilweise die Natur bestens zu Hilfe kommt.

Grosse Heiterkeit bei Gross und Klein. Der Pseudo-Affe hüpfte auf den die Truppe vom Publikum trennenden Tischen umher und versucht etwa eine schüchterne Jungfrau oder Kinder zu erschrecken, ruft aber statt Furcht nur herzliches Lachen hervor.

Es folgt der Nationaltanz, der an den Contretanz erinnert und wobei der mittanzende Buschmann mit Elitevirtuosität auf einer Geige die Musik spielt.

Beobachten wir die Truppe jetzt an der „Speisetafel“. Speisen und Getränke werden ihnen auf dem Boden serviert.

Wie so mancher, der sich in der Fremde kümmerlich durchschlagen und seine heimatlichen Gerichte entbehren muss, so nehmen auch sie in bewunderungswürdiger Bescheidenheit statt mit Schlangen, Eidechsen, Heuschrecken und ähnlichen Delikatessen u.a. mit Eiern Brot und Bier fürlieb, und der Mann des dunklen Erdteils bricht darüber in helle Freude aus, so dass er auf den Tisch steigt und mit buschmännischer Grandezza eine anwesende Europäerin zum Schmollstrunk¹⁷⁸ einladet.

Nachdem seit Besitzergreifung Kameruns durch Deutschland die deutsche Sprache Kommunikationssprache in Afrika geworden ist, spricht selbstverständlich auch jedes Mitglied der Truppe deutsch.

Die Erscheinung der Leute ist sympatisch, und es entwickeln dieselben neben ihren interessanten Produktionen einen köstlichen Humor. Allgemein bewundert werden die schönen Augen des einen Töchterchens, in denen ein südlicher Himmel in seiner Pracht sich widerspiegelt. Der Besuch dieser seltenen Truppe ist angelegentlich zu empfehlen.¹⁷⁹

¹⁷⁸ Der Ausdruck Schmollis (auch: Smollis, Schmolles) ist bereits vor 1795 belegt als Zuruf unter Studenten verbunden mit der Aufforderung, Brüderschaft zu trinken und damit einen vertrauteren Umgang zu pflegen. Noch heute trinken einige Verbindungsstudenten Schmollis, wenn sie sich duzen möchten.

¹⁷⁹ Aus dem Stadtanzeiger vom 1. Juli 1887.

„Koin-Koin“

St. Gallen hat gegenwärtig die Ehre, einen Bewohner der „Kalahari-Wüste“, Monsieur Tz-ko-ur-oh und dessen Gemahlin Mad. Psa-ge-bi-oh samt Kindern und Mademoiselle Ps-ae-ve-si-eh mit ihrem weissen Sprössling als Gäste zu beherbergen. Die interessante Gesellschaft gastirt im obern Saale des Museums am Marktplatze unter dem Namen: „Buschmann- und Hottentottengruppe“. Der Herr Buschmann soll einer der gebildetsten und vornehmsten seines hohen Stammes sein, denn er betrieb in seiner Heimat den Beruf eines Kriegers, Löwenjägers und Heilkünstlers (Zauberarzt). Wir haben gestern Abend den Herrn Doktor Tz-ko-ur-oh und dessen Familie und Gesellschaft besucht und zwei Vorstellungen beigewohnt; unsere Neugierde- das Leben und Treiben dieser fremden Menschenrace in der Familie, in ihren eigenartigen Gewohnheiten und Lebensweisen, in ihren sonderbaren Spielen und Vergnügungen, in ihren Fertigkeiten im Pfeilschiessen und Speerwerfen, in den possierlichen Sprüngen und Tiernachahmungen und in den fremdartigen Produkten ihrer gewerblichen Leistungen ec. zu sehen – hielt uns volle 2 Stunden auf dem Platze und nicht wir allein hielten so lange aus, sondern noch eine Menge neugieriger Junge und Alte mit uns. Sind diese sonderbaren Menschen auch zurück in Kultur nach unseren Begriffen, so haben sie vielleicht in einzelner wieder Vorzüge, die wir nicht haben. Es sind Menschen, die, so lange sie gesättiget sind- Ansprüche machen sie keine grossen – keine Sorgen kennen. Sie sind nicht geneigt zur Melancholie, zur Zaghaftheit und mürrischer Unzufriedenheit, sondern sind fröhlich und guter Dinge und freuen sich unter einander wie Kinder; sie verstehen so zu leben, zu geniessen und zu entbehren, dass sie gesund und kräftig bleiben. Die Weiber serbeln nicht an Bleichsucht und Blutarmut, sondern sehen frisch und zufrieden aus und was die Zuschauer am meisten interessierte und auch freute, war, zu sehen, dass diese Menschen in der Liebe zu ihren Kindern hinter uns nicht zurückstehen, selbst unter den Kulturvölkern mancher rohen Mutter und manchem Haustyranen sogar zum Vorbild dienen könnten.

Die Gelegenheit, eine ganze Familie aus diesem fremden, sonderbaren Menschenstamm zu sehen, wird nicht so bald wiederkommen. – Wer sich in ungewohnter und eigenartiger Weise, aber nichtsdestoweniger gut und angenehm unterhalten will, der besuche noch die Buschmann- und Hottentottenfamilie im grossen Saale des Museums am Marktplatze: sie verbleibt nur noch bis kommenden Sonntag.¹⁸⁰

¹⁸⁰ Aus dem Stadtanzeiger vom 10. Juli 1887.

„Die Singhalesen“

Interessante Gäste werden sich in der nächsten Zeit in St. Gallen zeigen. Eine Singhalesentruppe, die der bekannte Tierparkbesitzer und Veranstalter ethnographischer Wanderkarawanen auf dem Kontinent, Dr. Carl Hagenbeck, vorführt, schlagen auf dem Brühl ihr Heim auf. Es braucht nicht erst versichert zu werden, dass dieses Unternehmen das lebhafteste Interesse wachruft, da es sich hier um eine Vorführung handelt, die nicht allein die Schaulust vollständig befriedigt, sondern vor allem die Bekanntschaft mit einem seltsamen Volksstamm vermittelt und deshalb auch sehr lehrreich sein muss.

Die Singhalesen sind Bewohner der im indischen Ozean gelegenen Insel Ceylon, die sich im Gegensatz zu dem bisweilen unerträglichen Klima Indiens, durch mildere Hitze auszeichnet. Die Sitten, Gebräuche, Arbeiten, Verkehrsmittel und die „Haustiere“ des singhalesischen Stammes werden von der ansehnlichen Karawane des Hrn. Hagenbeck auf das beste veranschaulicht werden.

Die Truppe bringt die eigenartigen von sog. Teilfelstänzern ausgeführten Freuden- und Stabtänze zur Vorstellung, veranschaulicht die Art und Weise, wie der Elephant auf der Insel Ceylon für die verschiedensten Dienstleistungen nutzbar gemacht wird, gibt von den religiösen Begriffen der Singhalesen ein treffendes Bild und liefert durch das Karrenfahren mit vorgespanntem Zebus den Beweis, dass die letzteren es eventuell mit dem Droschkenpferd an Schnelligkeit aufnehmen können.

Die Tracht der Singhalesen besteht aus einem weissen um die Lenden geschlagenen Stück Zeug und einem Turban. Die Frauen tragen ein Stück Baumwollenzeug um ihre Hüften, das bis auf die Knöchel herabreicht, und dessen Enden, die Brust bedeckend, über die Schulter geschlagen werden. Ausserdem tragen sie Schmuck in den Nasenflügeln, in den Ohren, um den Hals, um die Arme und Füsse, und selbst Ringe um die Fusszehe. Das von beiden Geschlechtern ungemein gepflegte Haar wird von den Männern, bis auf Büschel am Scheitel abrasirt.

Der Besuch des Singhalesenzirkus auf dem Brühl, ist als höchst lohnend angelegentlichst zu empfehlen.¹⁸¹

¹⁸¹ Aus dem Tagblatt vom 1. Mai 1888.

„Singhalesen-Karawane“

Heute (Dienstag) wird die Singhalesen-Karawane auf dem Brühl ihre Vorstellungen eröffnen. Ein Freiburger Blatt äussert sich über die Truppe folgendermassen: Die Singhalesenkarawane des Herrn Hagenbeck wurde von einigen Anthropologen besichtigt. Die Messungen, welche an 7 Personen vorgenommen wurden, bestätigten im wesentlichen das Resultat der Birchowschen Untersuchungen vom Jahre 1885. Die Singhalesen sind in der Tat nicht, wie man bisher angenommen hatte, dolichocephal (langköpfig), sondern mesocephal (mittelköpfig). Dadurch gewinnt die Ansicht, auf welche die Forschung zunächst durch die Betrachtung der aus arischen und einheimisch-bravidischen Elementen zusammengesetzten singhalesischen Sprache geführt wurde, die höchste Wahrscheinlichkeit: - die Singhalesen sind ein Mischvolk.

Bereits der erste Blick zeigt, dass wir den Vertretern einer verhältnismässig zivilisierten Rasse gegenüberstehen. Das wohlgebildete, bronzefarbene Gesicht mit den grossen, dunkelbraunen, lebhaft glänzenden Augen zeugt unzweideutig von intellektueller Begabung. Das lange, schwarze Haar, welches am Hinterkopf zu einem Knoten zusammengewunden ist, ist schlicht und nur am Ende etwas gewellt. Der Mund ist klein: und bei den meisten schimmert zwischen den vollen Lippen ein beneidenswertes Gebiss hervor. – Der Körper zeigt bei einer mittelgrossen Statur eine beinahe weiblich zierliche Bildung. – Uebrigens sei bei dieser Gelegenheit bemerkt, dass die Truppe, abgesehen von einer Zwergin, welche dem Tamil-Stamm angehört und also keine Singhalesin ist, ausschliesslich aus Männern besteht. – Das die Muskulatur der Singhalesen nichtsdestoweniger gut entwickelt ist, davon kann man sich am besten bei der Aufführung ihrer Tänze überzeugen. Diese Tänze, welche im Verein mit den Aufzügen ein höchst interessantes Bild eines fremdartigen Volkslebens gewähren, sind dieselben welche bei den grossen buddhistischen Festen zu Kandy, wo der Zahn des Buddha aufbewahrt wird, aufgeführt werden. Die Schlangenbeschwörer, welche sich bei den Aufführungen zeigen, sind keine Singhalesen, sondern Indier. Allerdings wird nur ein einigermaßen geübtes Auge imstande sein, die feinen Differenzen zu erkennen, welche diese Festländer von den Ceylonesen unterscheiden. Gleich der Mehrzahl der mohammedanischen Bevölkerung Zentral-Asiens sprechen sie das stark mit persisch-arabischen Elementen versetzte Hindi oder Hindostan.¹⁸²

¹⁸² Aus dem Stadtanzeiger vom 1. Mai 1888.

„Schulineger in St. Gallen“

Ein ganz eigenartiger Besuch steht uns in den nächsten Tagen bevor. Es ist dies die aus 30 Personen, Männer, Frauen und Kinder, bestehende Schultruppe, welche, von Bern kommend, am Dienstag mittags dahier eintreffen wird, um vom gleichen Tage, abends 8 Uhr, an im grossen Saale des „Hotels St. Leonhard“ die ungemein interessanten Sitten und Gebräuche ihres Landes zur Anschauung zu bringen. Die stattliche Truppe, welche während ihres nun schon einjährigen Aufenthaltes in Europa in den grössten Städten Deutschlands sowie in Basel, Zürich und zuletzt in Bern das denkbar grösste Aufsehen erregt hat, bildet zweifellos eine der bedeutendsten ethnologischen Ausstellungen, welche bisher nach dem europäischen Kontinent gebracht wurden, und gewinnt schon dadurch in hohem Grade an Interesse, als die Schuli zu denjenigen Negerstämmen des innern Afrikas gehören, welche Emin Pascha und Stanley bei ihren Expeditionen hartnäckigen Widerstand entgegengesetzten. Die Truppe wird nur kurze Zeit hier verweilen und sicher auch bei uns, wie allenthalben, zahlreiche Besucher anziehen.¹⁸³

„Die Schuli-Truppe“

Erfreut sich andauern zunehmenden Besuches. In mindestens gleichem Masse, wie die eigentliche Vorstellung, unterhält die Beobachtung der Leute, wenn sie in der Zwischenzeit sich um die geheizten Defender Halle scharen, lebhaft plaudernd, lachend, rauchend, die Frauen mitunter eifrig nähend. Das Benehmen dieser Neger macht dabei durchaus den Eindruck harmloser Fröhlichkeit. Wenn es gestern Abend zu ärgerlichen und tumultuösen Auftritten kam, so lag der Grund dafür in einem Vorgehen, vor welchem auch an dieser Stelle dringend gewarnt werden soll. Das Publikum muss auf das Bestimmteste ersucht werden, die Schuli absolut nicht mit Getränken zu regaliren. Wie wir vernehmen, ist zwar Vorsorge getroffen worden, dies unter allen Umständen, auch wenn der Leiter der Truppe momentan nicht im Saale weilen sollte, zu verhindern; man wird aber gewiss so vernünftig sein, von jener verhängnisvollen Freigebigkeit in Anbetracht sehr schneller und arger Wirkung des Alkohols auf die darauf nicht trainierten „Wilden“ von selbst völlig Umgang zu nehmen. Die Schuli führen sich durchaus manierlich und sympathisch auf, wenn auch von Publikum keine Verstösse gemacht werden.¹⁸⁴

¹⁸³ Aus dem Stadtanzeiger vom 25. Oktober 1892.

¹⁸⁴ Aus dem Tagblatt vom 29. Oktober 1892.

„Ein Besuch der Schultuppe,“

die sich zur Zeit in der Konzerthalle St. Leonhard aufhält, verlohnt sich, wie wir uns gestern zu überzeugen hatten, reichlich der Mühe. Ihre Produktionen geben uns ein anschauliches Bild des Lebens und Treibens der Negerstämme, die den dunklen Erdteil bewohnen, und sind geeignet, jedem Besucher eine Vorstellung von der mühevollen Bahn beizubringen, welche der Mensch zu durchlaufen hat, bis er auf der Höhe der Zivilisation angelangt ist, deren wir uns erfreuen.

In einigem sind sie freilich von uns zu beneiden. So haben sie z.B. ein Justizverfahren, das an Allgemeinverständlichkeit, Billigkeit und Promptheit nichts zu wünschen übrig lässt. Über die Volkswahl der Richter brauchen sie so wenig zu streiten, als über die Freigebung der Advokatur und über die Höhe der Sporteln und Gebühren. Glückliche Menschen!

Unsere Liberalen werden sie darum beneiden, dass sie offenbar keine Ahnung haben vom Proporz, während die Konservativen sich sagen werden, wie gut die Schuli es doch haben, dass sie keine Unterschriftensammlungen zu inszenieren brauchen, wenn sie eine Initiativbewegung organisieren wollen.

In anderen können sie erfolgreich mit uns konkurrieren. Denn was sich diese Schwarzen Damen z.B. an Spangen leisten, ist allem, was unsere Damen der allerbesten Gesellschaft in dieser Beziehung aufzuweisen vermögen, weit über. Ihre Tänze beweisen, dass sie wenigstens die Anfangsgründe dieser Kunst, die bei so vielen zivilisierten Mitbürgern als eine ganz besonders edle gilt, gehörig los haben. Und am Kriegstanz z.B. muss jeder Turner Freude haben. In allen ihren Bewegungen tritt eine natürliche Grazie zu Tage, die uns zeigt, dass der gesunde, weder von übermässiger Arbeit noch von unmässigen Genuss verdorbene Mensch einen Tanzlehrer braucht, um zu lehren, wie er sich halten, wie er gehen und laufen soll.

Ihr ganzes Wesen spiegelt jene harmlose Lebenslust wieder, die den kindlichen Menschen charakterisiert. Wir fürchten sehr, dass ihnen dieselbe im Umgang mit uns zivilisierten Menschen nur zu bald gründlich ausgetrieben werde.

Denn, wie unsere Kinder, nehmen diese kindlichen Naturen eben gar zu leicht das Schlimme an, das sie in ihrer Umgebung sehen. Der Hunger und Durst nach dem Gelde z.B. ist ihnen sehr bald in Fleisch und Blut übergegangen, während sie grosse Mühe haben, von uns die friedlichen Künste zu lernen, die ihnen zum Segen dienen könnten.

Es wäre interessant, zu erfahren, was sie sich beim Anblick der Wunder unserer Zivilisation denken und wie sie nach ihrer Heimkehr den Übrigen über ihre Beobachtungen und Erfahrungen Bericht erstatten. Von unserer Stadt werden sie jedenfalls eine besonders lebhaftere Vorstellung mit nach Hause nehmen, angesichts des greulichen Winterwetters, das sie bei ihrer Ankunft hier vorgefunden haben. Nicht Schuli, aber „s'chüli“ sei es hier, soll einer von ihnen geurteilt haben. Und er mag recht haben.¹⁸⁵

„Schuli-Neger“

¹⁸⁵ Aus dem Stadtanzeiger vom 29. Oktober 1892.

Die Schuli-Neger aus dem Forschungsgebiete Livingstone und Stanley, welche sich gegenwärtig im Hotel „St. Leonhard“ mit einem etwas dürftigen Programm vor einem zahlreich andringenden Publikum produzieren, bestätigen durchaus die Aussagen jener Forscher, dass wir es hier mit höchst entwicklungsfähigen Volksstämmen zu thun haben.

Die Männer blicken verständig in die Welt und verbinden in körperlicher Hinsicht Kraft und Elastizität so, wie es unseren Rekruten nur zu wünschen wäre. Die Frauen, durchwegs kleiner, als man erwarten sollte, vielleicht in Folge zu früher Verheiratung (vide Innerhoden), haben, ohne in „Wälschland“ gewesen zu sein, sehr viel wahre, ungesuchte Grazie, namentlich eine davon, die auch arabisches Blut in den Adern hat, bewegt sich wie eine Königin. Die Kindern vollends zeigen bemerkenswerthe Intelligenz und sind durchaus nicht unartiger, als viele ihrer Altersgenossen an der Steinach.

Aber nun entsteht eben die Frage; Wie verhält es sich eigentlich mit dem Rechtsstand dieser dunkeln Fremdlinge, die jetzt momentan unsere „Nächsten“ sind? Sind es eigentliche Sklaven oder Kuli's? Wie lautet ihr Vertrag, ist es ein wirklicher oder ein Scheinvertrag, und was haben sie für Garantien? Wir können sie doch nicht mit einer Menagerie oder mit einem Affentheater auf eine Linie stellen. Das ist doch „Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein!“

Müssen diese Neger nicht, wenn sie thatsächlich als Sklaven ankamen, sofort frei geworden sein, sobald sie den Boden der freien Eidgenossenschaft betraten? Darf man zusehen, dass sie wieder arabischen Händlern mit Menschenfleisch oder mit „Ebenholz“ in die Hände fallen? Man frage sie also durch einen Kenner der vulgärarabischen Sprache, etwa durch einen Rabbiner, wenn ihr Verhältnis nicht ein absolut freiwilliges ist, ob sie nicht (etwa im wärmeren Kanton Tessin) als Diener und Dienerinnen ihr Brod verdienen und ihre Kinder zu Schule schicken möchten. Zu dieser ähnlichen Frage hat die Behörde das Recht.¹⁸⁶

„Indien in St. Gallen“

Nun wären sie also da, die mit Spannung erwarteten Indier. Sagen wir's gleich jetzt schon, dass die Truppe auch hochgespannte Erwartungen in jeder Beziehung erfüllt. Sie zählt an 75 Personen aus verschiedenen Stämmen. In ihrer Mehrzahl gehören die Leute der Dranidarasse an; die Akrobaten, Gaukler und Jongleurs stammen aus Travamlare, andere aus Malabar ec.

Die Eröffnungsvorstellung vom Samstag wurde mit einer europäischen Ohren nicht sonderlich zuträglichen Musik eingeleitet. Eine schrille Klarinette, lärmende Trommeln und Schalmeien vereinigen sich zu einem trommelfellzerreissenden „Einzugsmarsch“. Auf dem grössten der Elefanten, einem Prachtskerl, reitet in einem „Howdas“ ein mit einem gold- und silberbeschichteten Ueberwurf gekleideter Radjah, begleitet von buntgeschmückten Untertanen und gefolgt von seinem Sohne setzt er sich auf den inmitte des Platzes hergerichteten Thronsessel über dem sich ein Baldachin wölbt. Ein Wink mit der Hand und nun erscheinen die Guharatis, indische Akrobaten, deren Fertigkeit verblüffend ist und die eine katzenartige Gewandtheit zeigen. Dann treten die Elefanten auf, die ruhig und bedachtsam Holzklötze, zwei und drei zusammengebunden um die Bühne herumtragen. Viel Kurzweil bringt das Zebu-

¹⁸⁶ Aus der Ostschweiz vom 4. November 1892.

Wettfahren und das Eselrennen der bronzefarbenen Jungen. Grossartiges leisten die Zauberer, die Schwertschlucker ec. Mit einer staunenerregenden Fertigkeit wird da alles vollführt; selbst Professor Beckerelli ist Grossartigeres nicht zu leisten imstande. So wird unter anderen „Hexereien“ ein Mädchen in ein grobmaschiges Netz aus fingerdicken Stricken gesteckt, nachdem ihm zuvor die Hände festgebunden wurden. Das ganze Bündel wird in einen kleinen bienenkorbähnlichen Korb getan und mit einem Tuche zugedeckt. Einer Art Flöte entlockt der Zauberer einige sonderbare Töne; dann entfernt er das Tuch und beginnt mit einem spitzigen Degen das ganze zu durchstechen in allen Richtungen, er tritt in den Korb hinein, um zu zeigen, dass derselbe nunmehr leer sei. Dann hebt er den Korb auf und das Mädchen tritt los, frei und ledig, vom Netz befreit, aus dem Korbe.

Nach einem zweiten Auftreten der Akrobaten kommen die zwei Lippenbären an die Reihe und führen auf Befehl ihrer Dompteurs ihre Künste aus. Es geht zum Ringkampf; die Tiere geben sich Mühe, ihre gewandten Partner zu Fall zu bringen, wobei sie sich einiger regelrechter nationaler Ringergriffe bedienen. Der Kampf soll nicht ungefährlich sein, denn die Lippenbären gehören zu den unzuverlässigsten Geschöpfen im Tierreich. In Indien bilden diese Bärenbezwinger eine eigene Kaste, die ungefähr in demselben Ansehen stehen, wie bei uns wandernde Schauspieler. Sonderbar, fast melancholisch mutet der Tanz der Bajaderen an, der einen feierlichen Charakter zeigt und vermuten lässt, dass er eng mit religiösen Gebräuchen zusammenhängt. Vier Mann machen dazu die Musik, die von einer beängstigenden Monotonie ist. Die Tänzerinnen selbst sind keine Gestalten, wie z.B. unsere Balletteufen, sondern kleine dicke Weiber mit angehender Fettleibigkeit, bunt gekleidet; Nasen und Ohren sind von Drahtstiften durchbohrt und mit Silber und kostbarem Perlschmuck behangen, die Arme mit indischen Mustern in blau tätowiert. Auch die Männer und Kinder sind dekoriert mit Armspangen, Spangen um die Fussknöchel, Ringen an den Fingern und an den Zehen. Ein ausserordentlich lebhaftes, zu allerlei Schalkheit aufgelegten Völklein ist die Kinderschar, die das Publikum mit dem ausgelassensten Schabernack usw. unterhält. Sogar das Rauchen ist ihnen, und namentlich auch den Weibern, durchaus nicht fremd; leidenschaftlich wird da Rauchwolke auf Rauchwolke losgelassen. Und wenn sie einen der Zuschauer mit der Zigarre im Munde erblicken, so wird er sofort en masse angerempelt; „Gib Zigar mir!!“ Wird dem Wunsche entsprechen, so darf der Spender des herzlichen Dankes versichert sein.¹⁸⁷

„Hagenbecks Indien auf dem Brühl.“

Schon die Eröffnungsvorstellung von Samstagnachmittag zeigte durch den starken Besuch, dass „fremde Völker“ immer noch eine starke Anziehungskraft auf jung und alt unter den St. Gallern ausüben. Zudem war man durch die vorausgegangenen Berichte auf die Darbietungen stark gespannt. Man ist auch wirklich in keiner Hinsicht enttäuscht worden.

Welch farbenprächtiges, frohes Bild bot sich gleich am Eingang dar! Die Frauen von kleiner schmiegsamer Figur, mit ausdrucksvollen Augen, interessantem Gesichtsschnitt und rabenschwarzem Haar sind mit Schmuck förmlich überladen, Fussreife, Armspangen, Stirnbänder, Ohrgehänge und Nasenringe in teil primitiver, teils feiner Arbeit lassen ihre dunkle Hautfarbe noch mehr zur Geltung kommen, wozu die leuchtenden Bajaderen-Kostüme mit dem malerisch gewickelten seidene Sarongs noch viel beitragen. Die Männer lieben Schmuck und lebhaftes Farben nicht weniger als die Frauen, und deren verschiedenartige Bekleidungen, je nach dem Stamme, dem sie angehören, tragen viel zur Abwechslung des Bildes bei. Ein schöner Menschenschlag sind diese Inder, schlank und biegsam wie das

¹⁸⁷ Aus dem Tagblatt des 21. August 1905.

Bambusrohr, an dem sie ihre halsbrecherischen Künste mit so viel Sicherheit machen, und stolz und feierlich in Gang und Haltung. Die Verschiedenheit der Stämme ist bei vielen leicht erkennbar, sei es durch die Hautfarbe, die zwischen beinahe schwarzem bis zum hellsten Bronzeton variiert, oder durch den Gesichtstypus und Haar- und Barttracht. Eine wahre Freude ist es, sie in ihren originellen Hütten bei den Arbeiten zu sehen; den emsigen Sticker an seinem einfachen Rahmen, der mit peinlicher Genauigkeit die Ornamente und Figuren aneinander reiht, als wären sie vorgezeichnet, den Schnitzer, das aus einem einförmigen Stück Ebenholz in verhältnismässig kurzer Zeit die niedlichsten Elefanten hervorzaubert, den Töpfer, der mit angeborenem Schönheitssinn stilvoll Schalen, Vasen und Krüge formt und den Erzeuger der hübschen getriebenen Metallsachen, der gleich allen übrigen sich der einfachsten Werkzeuge bedient. Nicht zu vergessen sei eine der Palmenhütten, wo eine Anzahl indischer „Schulbuben“ ihre Weisheit schöpfen. Trotz ihrer Lebhaftigkeit scheinen sie ziemlich gesittet und aufmerksam, so dass der erblickende Lehrer nicht oft von seinem Stock Gebrauch machen muss. In der Küche wird in Kessel und Töpfen von klassischen Formen ein Menu zusammengestellt, das wahrscheinlich unsern verwöhnten Gaumen nicht sonderlich zusagen würde.

Dass die Inder Grosses leisten als Equilibristen, Zauberer, Schwertschlucker, Feuerspeier und als Luftspringer, ist schon seit alters her bekannt, und werden all diese Künste, besonders die der Gaukler, mit einer geradezu verblüffenden Fertigkeit und Eleganz ausgeführt. Drollig aber doch gefährlicher, als es aussieht, sind die Dressuren der Lippenbären, und obschon der Ringkampf mit den grossen zottigen Gesellen eher dem Spiel eines harmlosen, läppischen Hundes gleicht, so müssen die Männer doch mit der Kraft und Stärke ihrer ungleichen Gegner rechnen und auf ihrer Hut bleiben. Es wechseln noch viele Nummern auf den Programm, Eselreiten, Tanz der Bajadaren mit gleichmässig rhythmischen Handbewegungen, Lasttragen der Elefanten, Zebra-Wettfahren ec; aber das Imposanteste ist doch der Festzug der indischen Fürsten in reichen seidenen Gewändern, die ernst und würdig auf ihrem hohen Thron von geschmückten Elefanten getragen werden, gefolgt von der gesamten jubelnden, musizierenden Menge, nebst Frauen und Kindern, selbst das halbjährige niedliche Inder-Bébé, das so vergnügt all die fremden Menschen anguckte.

Den Schluss des Zuges bilden die Zebufahrer, die Bärenringer mit ihren artigen Tieren, und eine Schar wilder, halbnackter Knaben auf ihren Zwergeseln, an denen jedermann Freude haben muss.

Dieses farbenfreudige Bild und die fremden Laute, die an unser Ohr dringen, lassen uns beinahe vergessen, dass wir uns auf unseren sonst so leeren Brühl befinden und wünschen wir der Truppe einen recht regen Besuch, der bei den niedrig gestellten, Preisen, die es jedem ermöglichen, zu gehen, hoffentlich nicht ausbleiben wird.¹⁸⁸

„Vom Brühl, Allerlei Momentaufnahmen in Hagenbecks „Indien““

Das regnerische Wetter der letzten paar Tage gefällt den Indiern nicht recht; aus den lachenden vergnügten Gesichtern sind traurige, verdriessliche Mienen geworden, ganz besonders aber dann, wenn das Publikum sich für „Bakschisch“ weniger zuvorkommend zeigt. Die Indier haben bereits ihre Winterkleidung hervorgeholt, die allerdings ausserordentlich einfach ist, gerade so primitiv, wie alles, was der arbeitende Indier auf dem Leibe trägt. Zum Schutze gegen die etwas unfreundliche Herbsttemperatur wird ein roter Mantel über Kopf und Schulter getragen; tagsüber sitzen die Leute gegenwärtig langgestreckt unter der Bühne oder in ihrer Behausung, die ebenfalls so einfach als möglich ist. Die Indier wohnen in verschiedenen Abteilungen, getrennt nach Geschlechtern und nach Herkunft.

¹⁸⁸ Aus dem Stadtanzeiger vom 21. August 1905.

Am Morgen früh werden zuerst der Mund und die Zähne gereinigt, und zwar gründlich. Es findet weder Odol, noch irgendeine der vielgepriesenen Zahnpasten Verwendung, sondern, wenn es notwendig erscheint, nur fein gekaute Holzkohle, mit der die Zähne aus Leibeskräften gerieben werden.

Die zweite Morgenarbeit ist dann das Waschen. Ein Becken Wasser wird da über den Kopf und den Leib heruntergeschüttet. Dann wird die Haut mit der flachen Hand oder mit der Faust kräftig gerieben; genügt das allein aber nicht, so wird die Haut mittelst eines – Steines nochmals behandelt und gerieben und erst losgelassen, wenn alles glänzt und propre ist. Und wenn es vermehrter Arbeitskräfte zu dieser Reinigung braucht, so helfen die Männer einander und auch die Frauen – aber sauber muss es sein.

Beim Mittagessen bedienen sich die Indier ohne Ausnahme weder der Gabel noch des Messers. Das Essen, das in einer dem Publikum zugänglichen Zentralküche gekocht wird, erhält ein jedes in ein Becken, eine Art grosser Teller, das zwischen die Beine genommen wird; gegessen wird in sitzender Stellung. Das nicht zu beschreibende Mahl führen sich die Leute mit den Händen zum Munde; eine handvoll folgt der anderen in grösser Hast. Etwas bedächtiger geht das Essen, wenn die Leute Geflügel, Hühner ec. erhalten, denen sie spezielle Ehrung angedeihen lassen. Gerade appetitlich kommt und Europäern diese Esserei nicht vor.

Im Betteln haben die Indier eine ausserordentliche Gewandtheit. Das hat letzter Tage auch ein hiesiger Photograph erfahren, der von der Geschäftsleitung die Erlaubnis erhalten hatte, einige Aufnahmen zu machen. Selbst das kleine, 16 Monate alte Baby vergass nicht, ohne Aufforderung seitens seiner Eltern, sofort nach Vollendung der Prozedur die Hand hinzustrecken, um ebenfalls zu einem „Bakschisch“ zu kommen. Immerhin war das Kleine so bescheiden, sich mit einem einzigen Trinkgeld zu begnügen, während seine Eltern und Geschwister den Künstler immer wieder anbettelten. Einer der photographierten Erwachsenen verlangte sogar ohne weiteres eine Photographie und 2 Franken Bakschisch.

Jedermann, der Hagenbecks Indien gesehen hat, wird indessen zugeben, dass wir es hier mit einer interessanten Schaustellung zu tun haben. Es gibt allerdings auch solche, die das Auftreten und die Gebräuche der Indier ziemlich abschätzend beurteilen. Diese Leute begreifen nicht, dass auch uns, würden wir uns im Dekan etc. ums Liebe Geld sehen lassen, nicht lauter Komplimente gemacht würden. Hätten die Indier keine grosse Freude an unsern dezimeterhohen Stehkragen, an den mit modernen Schnörkeln versehenen Blitzkrawatten, an den hervorstehenden Manschetten, an den durch Korsette eingezwängten Leibern unserer Damen ec. so hätten sie im Grunde genommen durchaus nicht so unrecht. Was uns die Indier in dezenter Weise zeigen, ist ihnen durch die Natur gegeben.¹⁸⁹

¹⁸⁹ Aus dem Tagblatt vom 26. August 1905.

Liste der Völkerschauen in St. Gallen

| <u>Jahr</u> | <u>Austragungsort</u> | <u>Anzahl ausgestellter Personen</u> | <u>Schau</u> |
|----------------------------|------------------------------|--------------------------------------|---|
| Mai 1853 | Unterer Brühl | ein Mann oder eine Frau | Das Phänomen aus Algerien |
| Mai 1854 | Unterer Brühl | ein Mann | Houngriou, der wilde Aschanti |
| Okt.1875 | auf dem Brühl | - | Lappländer |
| Juli 1887 | Museum an der Marktgasse | | Buschmann/ Hottentotten-Truppe |
| April 1888 | - | - | Neger-Truppe St. Croix |
| Mai1888 | auf dem Brühl | 50 Personen | Singhalesen |
| Juli 1891 | Hirschenplatz St. Fiden | 27 Personen | Somalikarawane |
| Okt.1892 | Konzerthalle St. Leonhard | 30 Personen | Schuli-Neger |
| Juni.1893 | Konzerthalle St. Leonhard | 22 Männer | Singhalesen-Truppe |
| Okt.1894 | Konzerthalle St. Leonhard | 26 Personen | Matabele-Karawane |
| Mär.-April 1898 | Konzerthalle St. Leonhard | 5 Männer | Indische Fakire Hagenbeck's indische Wundermenschen |
| Aug.1898 | Konzerthalle St. Leonhard | 35 Frauen | Togo-Truppe |
| Jun.1900 | Zirkus | 20 Männer und ein Junge | Die Original-Transvall-Buren |
| Januar-Februar 1901 | | 8 Männer, 7 Frauen, zwei Kinder | Schilluk Negerdorf Sudanesentruppe |
| Jan.1902 | Konzerthalle St. Leonhard | 15 Personen | Sudanesen-Truppe |
| 22.Jun. 1902 | Sommertheater | 7 Frauen | Luisiana Amazon Guard |
| Sep.1902 | Circus Barnum & Bailey | - | Pygmäen Greatest Show on Earth Circus Barnum & Bailey |
| Aug.1905 | auf dem Brühl | 75 Personen | Indien |
| Aug.1930 | Circus Sarrasini | - | Sioux und Singhalesen |

Eidesstattliche Erklärung

Ich erkläre hiermit, dass ich diese Bachelor-/Masterarbeit selbstständig und ohne fremde Hilfe verfasst habe, nicht anderweitig ganz oder in Teilen als Abschlussarbeit vorgelegt, keine anderen als die angegebenen Quellen oder Hilfsmittel benützt sowie wörtliche und sinngemässe Zitate als solche gekennzeichnet habe.

Respektierung von Urheberrechts- und Persönlichkeitsschutz

Ich bestätige hiermit, die Richtlinien zum Urheber- und Persönlichkeitsschutz an der PHSG (http://www.extranet.phsg.ch/Portaldata/1/Resources/verwaltung/rechtsdienst/dokumente/Urheber-rechts-_und_Persoenlichkeitsschutz.pdf) gelesen zu haben. Die in meiner Bachelor-/Masterarbeit tangierten Urheber- und Persönlichkeitsrechte wurden wie folgt abgeklärt:

- Die Urheber- und Persönlichkeitsrechte wurden vollständig abgeklärt. Zitate sind ausgewiesen. Vollständige Bild- und Tondokumente wurden vollständig abgeklärt. Empirische Daten sind anonymisiert.
- Abklärungen bezüglich Urheber- und Persönlichkeitsrechten sind, soweit nötig, im Gange, aber noch nicht abgeschlossen. Informationen hierzu werden zu einem späteren Zeitpunkt an phiq@phsg.ch weitergeleitet. Sofern unten eine Zustimmung zur Veröffentlichung erteilt wird, kann diese erst erfolgen, wenn alle Rechte abgeklärt sind.
- Die Urheber- und Persönlichkeitsrechte konnten, wo dies nötig ist, nicht vollständig abgeklärt werden. (In diesem Fall kann unten keine Zustimmung zur Veröffentlichung erteilt werden.)

Zustimmung zur Veröffentlichung

- Hiermit erkläre ich mich einverstanden, dass meine Arbeit über das Repository der PHSG im Internet/Extranet zugänglich gemacht wird.
- Meine Arbeit darf über das Repository der PHSG im Internet/Extranet nicht zugänglich gemacht werden.

Ort, Datum: Mauren, 22.08.18

Unterschrift: 